



FORMEN des KRIEGES 1600-1815

FORMEN
des
KRIEGES

1600-1815

„Formen des Krieges 1600-1815“ ist der Titel der 2019 neu eröffneten Räume des Bayerischen Armeemuseums im Neuen Schloss Ingolstadt. Mit Stücken der Sammlung und einigen bedeutenden Leihgaben zeigen sie die Formen kriegerischer Gewalt in der Frühen Neuzeit. Schwerpunkte sind die Kämpfe auf freiem Feld in den großen Schlachten, die Belagerung und Verteidigung der Festungen und der so genannte Kleine Krieg, der im Umkreis der großen Auseinandersetzungen Land und Leute schwer belastete.

Das Buch bietet eine Einführung in das Thema und informiert über die Neugestaltung der Museumsräume. Alle ausgestellten Stücke sind in Bild und Text dokumentiert, zum großen Teil werden sie hier erstmals publiziert.



Formen des Krieges

1600-1815

Formen des Krieges 1600-1815

Tobias Schönauer und Daniel Hohrath

mit einem Beitrag von Marian Füssel

Kataloge des Bayerischen Armeemuseums Band 19

Herausgegeben von Ansgar Reiß

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Bayerischen Armeemuseums unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.
Die Umschlagabbildung basiert auf einem Foto aus der Ausstellung von Gert Schmidbauer.
Umschlaggestaltung: malyma.Werbung Neumarkt

Der VERLAG PH.C.W. SCHMIDT ist nicht verantwortlich für den Inhalt der Publikation und evtl. Verletzungen des Urheberrechts; er kann dafür rechtlich nicht belangt werden.

ISBN: 978-3-96049-067-8

© 2019 Bayerisches Armeemuseum,
Paradeplatz 4, 85049 Ingolstadt
Besuchen Sie uns im Internet: www.armeemuseum.de

Gesamtherstellung:
VDS  VERLAGSDRUCKEREI SCHMIDT
91413 Neustadt an der Aisch

Inhalt

8	Vorwort
11	Dank / Beirat
13	Impressum
	Marian Füssel
15	Kriegstheater. Formen militärischer Gewalt in der Frühen Neuzeit
	Daniel Hohrath und Tobias Schönauer
31	Eine Ausstellung entsteht – Überlegungen zur neuen Dauerausstellung

Katalog

51	DIE SCHLACHT IN DER FRÜHEN NEUZEIT
52	1618-1648: 30 Jahre Krieg
100	1663-1792: „Türkenkriege“
130	1650-1792: Konkurrenz der Kronen
156	1792-1815: Revolution – Nation – Krieg
179	BELAGERUNGEN
221	DER „KLEINE KRIEG“
244	Literaturauswahl
248	Bildnachweis

Vorwort

Thema dieses Katalogbandes ist das gewaltsame Kriegsgeschehen, wie es die Auseinandersetzungen der europäischen Mächte im 17. und 18. Jahrhundert kennzeichnete. Es handelte sich um Kriege, die durchaus verschiedenartige Ursachen und Folgen hatten. Zwischen 1600 und 1815 fand eine für die Zeitgenossen oftmals kaum merkbare, aber doch grundlegende Akzentverschiebung in den Machtstrukturen Europas statt. Am Anfang standen noch vor allem Personen, Familien und bestimmte Korporationen oder Stände im Mittelpunkt, am Ende rückten immer mehr Staaten und – zumindest im Falle Frankreichs – Nationen ins Zentrum. Bayerns Wandel vom Herzogtum zum konstitutionellen Königreich ist exemplarisch. Aber, und darauf kommt es hier an, die Mittel des Krieges blieben doch im Wesentlichen die gleichen. Die Konflikte waren zwar vielleicht manchmal von langer Hand vorbereitet, und sie bezogen zum Teil große geographische Räume ein, aber die eigentlichen gewaltsamen Auseinandersetzungen erfolgten doch gewissermaßen Aug' in Aug', und sie waren den vielfältigen Begrenzungen der vorindustriellen Welt unterworfen. Darauf möchten die Museumsräume und der Katalog hinweisen.

Der Katalog dokumentiert den Museumsabschnitt „Formen des Krieges“, den wir am 3. Juni 2019 im Neuen Schloss Ingolstadt eröffnen konnten. Das Konzept des Buches ist einfach. Es fasst die Objekte und Texte, die in der Ausstellung zu sehen und zu lesen sind, in handlicher Form zusammen, und es bietet fotografische Einblicke in die Gestaltung der Räume. Die vorangestellte, eingehende Skizze des historischen Zusammenhangs, für die ich

Prof. Dr. Marian Füssel danke, beruht auf der Rede, die er zur Eröffnung der Museumsräume gehalten hat. Die von den Kuratoren verfasste Einführung in die Ausstellung spiegelt den Diskussions- und Arbeitsstand an unserem Haus.

Mit diesen Museumsräumen beginnt die als „Work in Progress“ konzipierte, durchgehende Erneuerung der Ständigen Ausstellung des Bayerischen Armeemuseums. Es handelt sich dabei nicht nur um eine Neupräsentation dessen, was bis in den Zweiten Weltkrieg im alten Armeemuseum in München und dann seit 1972 im Neuen Schloss in Ingolstadt zu sehen war. Die Neuaufstellung ist vielmehr verbunden mit einer neuen Sichtung und Erschließung der Objekte der Sammlung. Deshalb ist die begleitende Publikation sehr wichtig. Viele Dinge waren zwar schon in den vor 1914 erschienenen Museumsführern aufgelistet gewesen, und noch eingehender sind manche Stücke in den großen Ausstellungen „Kurfürst Max Emanuel“ in Schloss Schleißheim 1976 und „Wittelsbach und Bayern“ in der Residenz und dem Museum für Völkerkunde in München 1980 vorgestellt worden. Dennoch werden sehr viele Stücke jetzt erstmals publiziert. Damit setzt das Museum die Bemühungen fort, die auch die vergangenen Ausstellungsprojekte und Kataloge geprägt haben: Eben die Sammlung zu erschließen und der Wissenschaft ebenso wie der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Deshalb wird auch dieser Katalog frei im Netz verfügbar sein.

Für die Konzeption und Realisierung der Museumsräume und des Katalogs danke ich den Kuratoren Dr. Tobias Schönauer und Daniel Hohrath. Von Ihnen stammen auch die nicht im einzelnen gekennzeichneten

neten Texte zu den Objekten. Das Konzept im Ganzen und in vielen Details durchlief z.T. intensive Diskussionen im Kollegium der Wissenschaftler des Hauses. In der Organisation der Ausstellung und in Satz und Redaktion des Katalogs hat sich Herr Schönauer mit Energie und Flexibilität besonders hervor getan. Ich danke allen Mitarbeitern des Museums für ihr Engagement und ihren Teamgeist beim Bau der Ausstellung, bei der Bereitstellung der Objekte und in allen begleitenden Tätigkeiten. Für ihre Dauerleihgaben, die sich z.T. seit langen Jahren bei uns im Haus befinden, danke ich den Kollegen in den Partner-Museen im Freistaat ebenso wie dem Stadtmuseum Ingolstadt. Für vielseitige, eingehende und jederzeit konstruktive Besprechung unserer Pläne danke ich dem Wissenschaftlichen Beirat unter dem Vorsitz von Prof. Dr. Günther Kronenbitter. Der Gestaltung der Ausstellung gelingt es, die Objekte angenehm und besucherorientiert zu präsentieren, und gleichzeitig die gotischen Räume in ihrer vollen Schönheit zur Geltung zu bringen. Für dieses Kunststück danke ich dem Ausstellungsbüro Janet Görner.

Dr. Ansgar Reiß
Museumsdirektor

Ingolstadt, im Oktober 2019



Dank

Leihgeber

Bayerisches Nationalmuseum
 Bayerische Staatsgemäldesammlungen
 Staatssammlung für Anthropologie und
 Paläoanatomie München
 Stadtmuseum Ingolstadt

Dank

Dr. Stefanie Berg, München
 Dr. Alfred Geibig, Coburg
 Rebecca Güldenring, Bückeburg
 Dr. Marcus Junkelmann, Oberempfenbach
 Christin Kruschke, Bückeburg
 Kurbairisches Dragonerregiment Johann
 Wolf e.V.
 Dr. George McGlynn, München
 Dr. Gerd Riedel, Ingolstadt
 Holger Schuckelt, Dresden
 Dr. Mike Schweissing, München
 Dr. Eberhard Senckenberg, Ohlstadt
 Dr. Dieter Storz, Ingolstadt
 Dr. Frank Wernitz, Ingolstadt
 Bernd Windsheimer, Ortenburg

Repliken

Leder Art & Design, Ulrike Brandstetter
 (Sattel)
 Wilhelm Knies (Holzskulpturen)
 Armin König (Pistolen)

Freie Restauratoren

Peter Axer, München
 Eberhard Ludwig, München

Beirat

Wissenschaftlicher Beirat zur Erneuerung der Ständigen Ausstellung

Prof. Dr. Günther Kronenbitter, Augsburg
 (Vorsitz)
 Prof. Dr. Stig Förster, Bern
 Prof. Dr. Marian Füssel, Göttingen
 Dr. Markus Harzenetter, Wiesbaden
 Prof. Dr. Stephan Hoppe, München
 Prof. Dr. Ferdinand Kramer, München
 Prof. Dr. Bernhard Löffler, Regensburg
 PD Dr. Wolfgang Meighörner, Innsbruck
 Prof. Dr. Kerstin Merkel, Eichstätt
 Prof. Dr. Jutta Nowosadtko, Hamburg
 Hofrat Dr. Christian Ortner, Wien
 Prof. Dr. Hermann Rumschöttel, München



Ausstellung Katalog

Veranstalter

Bayerisches Armeemuseum

Gesamtleitung

Dr. Ansgar Reiß

Idee und Grundkonzept

Dr. Ansgar Reiß, Dr. Tobias Schönauer,
Daniel Hohrath M.A.

Kuratoren

Dr. Tobias Schönauer (Mittelalter bis 1650)
Daniel Hohrath M.A. (1650 bis 1815)

Gestaltung

Ausstellungsbüro Janet Görner, Berlin
Luise Wagener, Berlin (Graphik)

Plakat

malyma.Werbung Neumarkt

Werkstätten und Depots

Tobias Baur, Matthias Gabler M.A.,
Roland Hopp, Kornelia Koch, Konstantin
Miethig, Rudolf Pemsl, Anja Pilz, Franz
Prummer, Hans-Peter Roth, Melita
Schlottenhofer, Jakob Schwaiger,
Christian Stoye, Heinz Weininger

Haustechnik

Konrad Mayer, Christina Thurn

Übersetzungen

Karl Veltzé, Bad Cannstatt

Ausstellungsbau

Biber GmbH & Co. KG, Ingolstadt
Büchner Möbel GmbH, Reichenau
Frank Europe GmbH, Bad Kreuznach
Pigmentpol Sachsen GmbH, Dresden

Kataloge des Bayerischen

Armeemuseums Bd. 19

herausgegeben von Ansgar Reiß

© 2019

Bayerisches Armeemuseum, Ingolstadt
und Autoren

Redaktion

Dr. Tobias Schönauer

Katalogtexte

Dr. Tobias Schönauer, Daniel Hohrath M.A.

Umschlaggestaltung

malyma.Werbung Neumarkt

Satz

Dr. Tobias Schönauer

Fotos

Erich Reisinger

Gert Schmidbauer

Tobias Schönauer (Bay. Armeemuseum)

Christian Stoye (Bay. Armeemuseum)

Luise Wagener, Berlin

Druck und Verarbeitung

Verlag PH. C. W. Schmidt, Neustadt/Aisch



Marian Füssel

Kriegstheater

Formen militärischer Gewalt in der Frühen Neuzeit

Die Beschreibung des Krieges als Theater oder als Zeremoniell kann sich leicht dem Verdacht ideologischer Verharmlosung ausgesetzt sehen. Geht es im Krieg doch ganz real um Leben und Tod, Angst und Leid, Vernichtung und Zerstörung. In den europäischen Gesellschaften des dynastischen Fürstenstaates des 17. und 18. Jahrhunderts war Kriegsführung als „Königskunst“ jedoch eine tragende Säule fürstlicher Machtrepräsentation.¹ Die Grenzen zwischen zivilem und militärischem Zeremoniell waren fließend. Im frühen 18. Jahrhundert schreibt etwa der kursächsische Jagd- und Militärschriftsteller Johann [Hans] Friedrich von Fleming 1726 in seinem Handbuch vom „vollkommenen teutschen Soldaten“:

„Das Ceremoniel-Wesen ist zu unsern Zeiten auf das höchste gestiegen; auch der Krieg selbst hat einen sehr großen Antheil davon; Es äussert sich das Krieges Ceremoniel gar deutlich bey Werbungen, Musterungen, Vorstellungen der Officierer; Uebergebung derer Fahnen bey Besatzungen, Wachen, Marchen, in Quartieren, bey denen Honneurs gegen regierende Herrn, commandirende Generals, fremde Troupen, eigen Officiers bey der Parade, Besetzung der Posten, Formirung der Bataillen, Passagen, Gefangennehmung, Formirung der Cartelle, Auswechslung und Licentirung der Gefangenen, Absckung der Trompeter, Trommelschläger und Geisseln, Krieges Ankündigung, Attaquen und Bestürmung, Aufforderung

und Capitulation und Uebergabe der Vestungen, sonderlich aber bey Krieges Exercitiis und allerley andern Actionen.“²

Flemings Aufzählung enthält viele Praktiken, die auch heute noch ritualisiert sind, er geht aber weit darüber hinaus und sieht selbst die Attacke als vom Zeremoniell geprägt. Als *Theatrum belli*, als Kriegstheater bezeichnete man in der Frühen Neuzeit zunächst den Kriegs-Schauplatz, also den konkreten geographischen Raum des Kriegsgeschehens.³ Und als solcher wird das Kriegstheater zum Namensgeber unzähliger Kartenwerke. Die Kommunikationssituation von Zuschauer und Bühne bekommt im Bereich militärischer Operationen jedoch noch eine weitere, wesentlich realere Dimension. Die Darstellung der eigentlichen Kampfhandlungen in Form von Schlachten und Belagerungen folgte seit dem 16. Jahrhundert häufig einer Sprache der Inszenierung. Das Schlachtfeld wurde zur Bühne, die Soldaten zu „Acteuren“, eine Niederlage mitunter zur Tragödie oder zum Trauerspiel verklärt. Die Operationsfelder der zeitgenössischen Kriegsführung lassen sich grob in die Schlacht, die Belagerung und den sogenannten kleinen Krieg unterteilen.⁴ In allen drei Bereichen gab es eine spezifische Verbindung von Gewalt und Ästhetik, der sich ganz wesentlich die Exponate der neuen Dauerausstellung verdanken.

Belagerung

Für die Landkriegsführung ist die Forschung sich einig, dass eigentlich die Belagerung die zentrale Kriegspraxis des 18. Jahrhunderts darstellt. Schlachten sollten aus Sicht der Zeitgenossen die Ausnahme bleiben. Belagerungen hatten innerhalb der Kriegsführung einen zentralen Stellenwert, obwohl einzelne zeitgenössische Strategen ihnen oftmals wenig entscheidende Bedeutung zumäßen. So urteilte etwa Friedrich II. von Preußen: „Die Belagerungskunst ist zum Handwerk geworden wie das Tischler- oder Uhrmacherhandwerk. Bestimmte untrügliche Regeln haben sich herausgebildet, nach denen alles stets denselben Gang geht. [...] Das alles ist genauer Berechnung unterworfen, sodaß man, auch wenn man abwesend ist, ziemlich genau ausrechnen kann, an welchem Tage etwa sich die Festung ergeben wird.“⁵ Friedrich selbst war bei Belagerungen jedoch im Gegensatz zu seinen Schlachten auch weniger erfolgreich. Genau die beschriebene, berechenbare ‚Handwerkskunst‘ der Belagerung war es, die sie zu einer zentralen militärischen Operationsform des 18. Jahrhunderts werden ließ. Zufälle sollten der herrschenden Militärtheorie zufolge möglichst vermieden werden, insofern fügt sich die technisch-kalkulierbare Belagerung genau in den herrschenden Denkraumen ein. Bereits 1677 kommentierte Roger Boyle, der Earl of Orrery (1621-1679): „Wir führen Krieg mehr wie Füchse denn wie Löwen und man hat zwanzig Belagerungen auf eine Schlacht.“⁶

Doch kommen wir zunächst zum eigentlichen Ablauf einer Belagerung, der im 18. Jahrhundert in den meisten Fällen einem ähnlichen Schema folgte, das nicht zu Unrecht mit dem Namen des französischen Marschalls Sebastien le Prestre de Vauban (1633-1707) verbunden wird.⁷ Vauban gelang es im letzten Drittel des 17. Jahrhun-

derts, ein neues, ungeahnt effektives Belagerungssystem zu entwickeln. Das schloss sowohl Angriff als auch Verteidigung ein. Unter Ludwig dem XIV. baute Frankreich einen rund 50 Städte umfassenden Festungsgürtel vom englischen Kanal bis zur Schweizer Grenze aus. Seine grundlegende, strategische Einschätzung des Festungskrieges bringt Vauban 1678 wie folgt auf den Punkt: „Die Festungslinie verschließt dem Gegner den Zugang zu unserem Land und erleichtert uns den Zugang zu seinem“.⁸ Das Wort Festung konnte hier ebenso Festungsstädte wie befestigte Städte meinen.

Praktisch umgesetzt wurde diese Konzeption unter anderem im Pfälzischen Erbfolgekrieg von den französischen Festungen am Oberrhein aus. Doch Vauban ging nicht nur strategisch neue Wege, sondern vor allem in der konkreten Technik der Belagerung, die im Folgenden kurz exemplarisch vorgestellt werden soll. Eine Belagerung erforderte zunächst einmal einen besonderen logistischen Aufwand. So sollte idealerweise das Kräfteverhältnis von Belagernden und Belagerten drei zu eins, besser noch fünf zu eins oder zehn zu eins betragen. Wenn man eine mit 10.000 Mann besetzte Festung angreifen wollte, hatte man selbst mindestens 50.000 Mann aufzubringen. Ein Hauptproblem der Vorbereitung einer erfolgreichen und das heißt kurzen Belagerung war jedoch Beschaffung und Transport der Belagerungsartillerie, da zu deren Bewegung tausende Fuhrwerke und Pferde von Nöten waren. Kam ein feindliches Heer in den Umkreis einer Festung, so begannen innerhalb dieser die Vorbereitungen für die Verteidigung, was einer Art Ausnahmezustand gleichkam. Als Vorhut der feindlichen Armee fungierten leichte Truppen, denen man von Seiten der Festungsarmee ebenfalls leichte Truppen entsandte. So kam es zu ersten Scharmützeln. Erreichte der Feind die Stadt, so schlug er sein Lager

außerhalb der Reichweite der Festungsgeschütze auf und versuchte, die Stadt so gut wie möglich einzuschließen. Hierzu errichtete man sogenannte Circumvallationslinien, die, wenn Entsatz zu befürchten stand, wiederum durch sogenannte Contrevallationslinien nach außen ergänzt werden konnten. Die Belagerer versuchten nun, Schwachpunkte der Verteidigungsanlagen ausfindig zu machen, und begannen mit dem Bau von Batterien und Gräben, mit denen man sich soweit wie möglich an die Stadtbefestigung annähern konnte, sogenannten „Sappen“ oder „Approchen“. Vaubans Neuerung bestand darin, zunächst eine lange Parallele in 500-800 Metern Entfernung zur Festung ausheben zu lassen, die als Operationsbasis diente. Von dieser Parallele aus wurden dann die Laufgräben in Zick-Zack-Form angelegt, da sie so schlechter von der Stadt aus beschossen werden konnten.

Es folgte die Errichtung einer zweiten Parallele und im Zweifelsfall sogar einer dritten. Von Seiten der Festung reagierte man auf den Baubeginn mit Störfeuer. Erst jetzt begann die eigentlich heiße Phase der Belagerung. Während die Angreifer unter Feuer versuchten, immer näher mit ihren Gräben an die Stadt zu kommen, antworteten die Verteidiger mit Ausfällen und ständigem Beschuss. Die Angreifer schossen dabei jedoch nicht nur auf die Befestigungsanlagen, sondern zum Teil auch bewusst in die Stadt hinein, was schnell zu massiven Feuersbrünsten führen konnte. Bei der dabei verwendeten Belagerungsartillerie unterscheidet man drei Arten von Geschützen: Kanonen, Mörser und Haubitzen. Während die Kanonen aus langen Läufen Eisenkugeln verschossen, warfen die extrem kurzläufigen Mörser ihre Ladungen in einem hohen Bogen in die Stadt. Als Geschoss verwendete man Steine oder sogenannte Bomben – hohle, mit Pulver gefüllte Eisenkugeln.

Hinsichtlich des Bombardements ergab sich dabei eine Problematik, die vergleichbar ist mit der Diskussion um den modernen Bombenkrieg aus der Luft. Folgte der Beschuss der Batterien und der Militärbesatzung unmittelbar militärischen Zwecken, so richtete sich der Bombenbeschuss direkt gegen die Zivilbevölkerung, um deren Durchhaltewillen zu schwächen. Ihre letzte Phase erreichte die Belagerung, wenn der äußerste Verteidigungsring, die sogenannte „Contreescarpe“ erreicht wurde. Von hier war ein Unterminieren der Stadtbefestigung möglich, und schweres Belagerungsgeschütz konnte in Stellung gebracht werden. Durch dessen Feuer bzw. die Explosion der unter die Mauern und Wälle geführten Minen konnte schließlich eine Bresche geschlagen werden, die einen Sturmangriff ermöglichte.

Die Minentechnik wurde beispielsweise bei der türkischen Belagerung von Wien im Jahre 1683 sehr erfolgreich eingesetzt. Dies führte dazu, dass man Gegenminen (sogenannte Kontre-Minen) einsetzte, die in langen Gängen, welche aus den Befestigungsanlagen der Stadt hinausführten, deponiert wurden, um im Angriffsfall gezündet zu werden. Gelang es den Belagerern erfolgreich, eine Bresche zu schlagen, blieb im Grunde nur noch die Kapitulation. Auf deren Aushandlung wurde viel Mühe verwendet, und der Zeitpunkt der Kapitulation konnte für den feindlichen Umgang mit der Stadt entscheidend werden. Je länger eine Belagerung dauerte, desto mehr erhöhte sich nicht nur der Stress für die Belagerten, sondern auch für die Belagernden, welche unter ständigem Beschuss die Gräben anlegen mussten.

Je nach Übergabemodus, es gab schließlich noch die Möglichkeit eines Handstreichs, in dem eine Stadt durch militärisches Geschick oder Verrat binnen kurzer Zeit eingenommen werden konnte, differenzierte auch die Behandlung der Zivilbevölkerung.⁹ Noch im 18. Jahrhundert fanden

angeordnete Plünderungen und Exzesse seitens der Belagerer statt. In der Regel wurde aber in den Kapitulationsvereinbarungen die Plünderung zunehmend ausgeschlossen bzw. lediglich als Drohgebärde zur Erpressung von Schutzgeldern genutzt. Ein freies Plündern wollte man den Soldaten der stehenden Heere jedoch nicht mehr zugestehen. Neben der Stadtbevölkerung litt vor allem die ländliche Bevölkerung des Umlands schwer unter der Belagerung. Zu den Zerstörungsmaßnahmen seitens der Verteidiger, wie dem Überfluten, waren es hauptsächlich die Plünderungen durch das feindliche Fouragewesen und der Zwang zu Schanzarbeiten in den Belagerungsgräben, welche die Landbewohner zu erdulden hatten.

Was bedeutete aber eine Belagerung für die betroffene Stadt? Nahte ein Krieg wurden die Bewohner der Städte und des Umlands zu Schanzarbeiten herangezogen, um die in Friedenszeiten weniger gepflegten Fortifikationsanlagen in Stand zu setzen. Wesentlich gravierender fiel dabei die fällige „Rasur“ des Schussfeldes der Festung aus. Ein bis zu einem Kilometer tiefer Cordon um die Stadt wurde von allen Siedlungsformen, vom Gemüsegarten bis zur Gastwirtschaft, zu Lasten seiner Bewohner „befreit“. So wurden aus strategischen Gründen Brücken eingerissen oder komplette Baumbestände fielen der Brennholzvorsorge zum Opfer. Auch die belagerte Stadt selbst konnte buchstäblich zerlegt werden. In zahlreichen belagerten Städten wurden die Dächer abgedeckt und die Straßenpflasterung aufgehoben. Auf diese Weise sollten Flächenbrände und Querschläge von Bomben und Geschützkugeln verhindert werden. Das komplexe städtische Gemeinwesen wurde der militärischen Logik unterworfen, und der Belagerungszustand veränderte die soziale Figuration einer Stadt. Während reiche Bürger aus der Stadt in sichere Gebiete fliehen konnten, versuchten arme Be-

wohner des Umlands umgekehrt, Schutz im Innern der Mauern zu finden. Insgesamt war die Belagerung für die lokale Zivilbevölkerung in jeder Hinsicht eine Belastung, denn auch ihre Verteidiger versorgten sich ja in der Regel aus den Ressourcen der Stadtbewohner, was nicht selten einer rechtlich sanktionierten Plünderung gleichkam. Manche Bürger profitierten jedoch regelrecht von der Belagerung wie etwa Handwerker, die Reparaturaufträge erhielten, oder Kaufleute, die es schafften, angesichts der Ressourcenknappheit hohe Preise zu erzielen. Für die ständisch strukturierten städtischen Gemeinwesen ergab sich somit schließlich ein Auseinanderklaffen der sozialen Unterschiede. Während die reichere Bevölkerung sich den größten Zumutungen durch Ausnahmen entziehen konnte, traf es die unterbürgerlichen Schichten, zumal wenn sie in den Vorstädten jenseits der Mauern lebten, besonders hart.

Einen zeitlich enorm verdichteten Ausnahmezustand stellte hingegen eine frühneuzeitliche Schlacht dar.

Schlacht

Bis heute haben Schlachten mehr Beachtung in der Forschung gefunden als Belagerungen.¹⁰ Schlachten waren wesentlich kürzer – ein Tag gegenüber den zum Teil Wochen und Monaten währenden Belagerungen – und boten deutlich mehr Potential zur individuellen Profilierung. Gestritten wird allerdings über den Entscheidungscharakter der Schlachten. Während die einen ein Zeitalter der Unentschiedenheit beschreiben, sehen die anderen die Schlacht in Analogie zum Rechtsverfahren als probates Entscheidungsmedium, das sogar noch Gräuel von der Zivilbevölkerung abgewendet habe.¹¹ Doch was war eigentlich eine Schlacht? Es handelte sich dabei in der Frühen Neuzeit um einen voraussetzungsvollen Ereignis-

typ. Um etwas Ordnung in die vielfältigen Praktiken zu bringen, aus denen sich eine Schlacht zusammensetzt, hat man Infanterie-, Kavallerie- und Artillerieschlacht unterschieden. Noch komplexer kann man unterschiedliche Konfrontationsszenarien der drei Waffengattungen beschreiben, also Infanterie vs. Kavallerie, Kavallerie vs. Artillerie etc.¹² In den Darstellungen einer Schlacht hingegen können drei Erzählmuster unterschieden werden: die Feldherrenperspektive, die das Stück wie eine Schachpartie anhand von Zügen rekapituliert, die Maulwurfspektive des einfachen Soldaten, der nur den Ausschnitt seines Gefechtsraumes wahrnimmt und eher auf Sinneswahrnehmung, Gewalt und Verletzung eingeht, sowie drittens die anekdotische Verdichtung einer Schlacht zu bestimmten Schlüsselszenen. So ist jede Schlacht in der Erinnerungskultur in bestimmten, meist entscheidenden bzw. krisenhaften Momenten präsent.

Die Schlacht stellte ein genau choreografiertes, aber extrem kontingentes Ereignis mit hohem Risiko für beide Seiten dar. Diese mussten sich einigermaßen einig sein zu schlagen, sonst sprach man gern von einem Treffen und maß Gewinn und Verlust damit eine andere Wertigkeit zu. Ihre Verabredung rückt die Schlacht für manche Zeitgenossen wie heutige Forscher in die Nähe eines juristischen Entscheidungsverfahrens bzw. eines Duells.¹³ Wiederholt ist explizit von einem *rencontre* die Rede. Im Unterschied zu Zweikampf und Duell konnten bei einer Schlacht jedoch bis zu 120.000 Mann auf einem mehrere Quadratkilometer großen Feld agieren. Dieses Massenereignis war sowohl logistisch wie epistemologisch eine gewaltige Herausforderung. Sich möglichst rasch in der geplanten Schlachtordnung aufzustellen, erforderte ein hohes Maß an Disziplin und Koordination; den Überblick zu behalten und zu wissen, was vor sich geht, stellte eine nicht minder

große Herausforderung dar. So wird bis heute über die Abläufe mancher Schlacht gerätselt.

Vom 17. zum 18. Jahrhundert veränderten sich die Formationen auf dem Schlachtfeld, wie man leicht einer Gegenüberstellung von Schlachtgemälden des Dreißigjährigen und des Siebenjährigen Krieges entnehmen kann. Die Linien wurden nun immer länger. Der Aufmarsch erfolgte in Kolonnen, die sich dann auf dem Schlachtfeld in Linien umgruppierten. Eine der besonderen Herausforderungen lag darin, die Männer und Pferde zu versorgen und korrekt zu positionieren. Die Aufstellung in langen Linien, daher der Begriff Linear-taktik, erfolgte nach einer genau festgelegten „*ordre de bataille*“, die nach dem Anciennitätsprinzip strukturiert war, da rechts und links oder vorne und hinten als unterschiedlich prestigereich für Offiziere oder Feldprediger galten und es wiederholt zu Rangstreitigkeiten deswegen kam. Hinter der ersten Schlachtlinie folgte im Abstand von ca. 500 Metern eine zweite und nach weiteren 200 Metern eine dritte Reserveformation; bei der Kavallerie ging man ähnlich vor. Als zentral wurde die Feuerkraft der in Pelotons, d.h. Gruppen in der Größe eines Achtels eines Bataillons, aufgestellten Infanterielinien erachtet, worauf sich daher die Aufmerksamkeit des Drills richtete und die auch den quantitativen Aufwuchs der Heere wesentlich motivierte.¹⁴ Im 18. Jahrhundert wurde besonders die Feuerkraft der preußischen Armee gerühmt, doch muss realistischer Weise davon ausgegangen werden, dass sie eher bei zwei als bei sechs Schuss pro Minute lag; an der Wirksamkeit hatte vor allem die materielle Qualität der Musketen, Flintensteine und des Schießpulvers einen wesentlichen Anteil.¹⁵ Schlachten wurden zu Massenspektakeln: In der Schlacht am Weißen Berg 1620, der ersten großen Schlacht des Dreißigjährigen Krieges, kämpften rund 50.000 Mann, in der

Völkerschlacht von Leipzig 1813 während der napoleonischen Kriege rund 500.000 Mann. In einer der größten Schlachten der Zeit auf bayerischem Boden standen sich 1704 bei Höchstädt rund 100.000 Mann gegenüber.

Die ganze Aktion einer Schlacht musste im Idealfall dennoch überschaubar und planbar bleiben. Beides war jedoch kaum jemals der Fall. Schlachten waren quasi ‚unsichtbar‘, da niemand sie ganz überblicken konnte, und der kontingente Ausgang war das klassische Problem jeder Militärtheorie. Die Militärtheoretiker des 18. Jahrhunderts rieten daher im Zeichen des Rationalismus durch die Bank, die Schlacht lieber gänzlich zu vermeiden.¹⁶ War die Sorge der Strategen, die Schlacht könne von Zufällen bestimmt, aber dennoch entscheidend sein, so war die Frage der Entscheidung in der Praxis gar nicht so leicht zu beantworten. Manche Historiker bezeichnen die Phase vom Dreißigjährigen Krieg bis zur Schlacht von Waterloo gar als Ära der Unentschiedenheit.¹⁷

Als oberstes Kriterium für den Ausgang einer Schlacht galt in Europa seit dem Mittelalter die Behauptung der Walstatt, also des physischen Schlachtfeldes.¹⁸ Maßgebliches Ziel eines jeden Heerführers war es, die gegnerischen Truppen von der Walstatt zu verdrängen und das Feld zu behaupten. Im Zeitalter der Lineartaktik ging das mit einem in Unordnung oder gar zur Auflösung Bringen der gegnerischen Linien einher. Wenn es in den Quellen heißt, die Aufstellung geriet in Unordnung, ist dies meist ein festes Anzeichen für eine sich abzeichnende Niederlage. Doch so einfach war es nicht. Es ließ sich darüber streiten, wo eigentlich das Schlachtfeld genau lag, denn davon hing ja die Frage seiner erfolgreichen Behauptung ab.¹⁹ So entwickelten Schlachten oftmals eine zweite Realität als Medienereignisse, in denen die Geltungsbehauptungen erneut aufeinandertrafen.²⁰ Entscheidend für die Gewaltintensität der

Schlacht waren räumliche, technische und kulturelle Faktoren. Im Idealfall fand die Schlacht in einer weiten Ebene statt, die ausreichend Möglichkeiten zum Manövrieren bot. Bei einer Auflösung der Linien blieb so noch ausreichend Spielraum für einen geordneten Rückzug. Immer dann, wenn räumliche Enge vorherrschte – ganz gleich ob durch einen Berg, einen Fluss oder einen Sumpf –, kam es in der Regel während des Kampfes zu einer massiven Eskalation. Waren die Parteien dazu noch in der Lage, ihre Artillerie besonders gut zu platzieren, kam ein weiteres Eskalationsmoment der Gewalt hinzu. Es konnte jedoch kaum um eine vollständige physische Vernichtung des Gegners gehen. Das hätte weder dem ‚Komment‘ der adeligen Offizierskultur noch den technischen und logistischen Möglichkeiten der Zeit entsprochen. Eine Verfolgung nach der Schlacht blieb meist aus oder endete zwangsläufig mit dem Einbruch der Dunkelheit. Als potentielle Verfolger kamen oft berittene Einheiten in Frage, deren Hauptgeschäft der ‚kleine Krieg‘ war.

Kleiner Krieg

Das Thema des kleinen Krieges und seiner Akteure hat durch die in den vergangenen Jahren intensiv geführte Diskussion um die so genannten „neuen Kriege“ wieder an Aktualität gewonnen. Sind letztere soziologisch mit Schlagworten wie „Entstaatlichung“, „Asymmetrisierung“ der Gegner und „Autonomisierung“ parastaatlicher Gewaltakteure gekennzeichnet worden, so hat man gleichzeitig auch historische Parallelen und Entwicklungslinien in den Blick genommen.²¹ Die moderne historische Erforschung des Phänomens des kleinen Krieges hat bislang zwei Phasen besonderer Konjunktur erlebt. In den ausgehenden sechziger und siebziger Jahren kam es unter dem Eindruck der weltpolitischen Ereignisse zu einem verstärk-

ten militärgeschichtlichen Interesse an der Geschichte des Guerilla- und Partisanenkrieges (Guerilla heißt auf Spanisch nichts anderes als kleiner Krieg).²² Mit dem Aufkommen der sogenannten neuen asymmetrischen Kriege gab es seit dem Ende der neunziger Jahre ein erneutes Interesse an der Geschichte des kleinen Krieges. Die Kriege im ehemaligen Jugoslawien, am Golf, in Afrika, Afghanistan oder Syrien haben ein breites Echo in der Forschung gefunden, das auch der Frage nach den historischen Vorläufern zu neuer Aktualität verholfen hat.

Neben Belagerungen und Schlachten gewann der kleine Krieg im 18. Jahrhundert als taktische Operationsform zunehmend an Bedeutung.²³ Große Schlachten waren zu aufwendig und zu risikoreich und sollten wie gesagt durch geschicktes Manövrieren möglichst vermieden werden. Den Gegner etwa von seinen Versorgungslinien abzuschneiden, wurde so zu einem wichtigen Ziel, um ohne größere Feindberührung zum Erfolg zu kommen.

Besonders markant zeigte sich dies im bayerischen Erbfolgekrieg (1778/79), dem sogenannten „Kartoffelkrieg“, während dessen es zu überhaupt keinem größeren Gefecht mehr kam.²⁴ Die Notwendigkeit der Ausbildung zum kleinen Krieg wuchs dabei in dem Maß, wie der maschinenmäßige Drill der Linientruppen ein flexibles individuelles Vorgehen immer unwahrscheinlicher machte. Die entscheidenden Schlage blieben jedoch weiterhin den regulären Truppen vorbehalten: „Nicht Gefechtsentscheidungen herbeizuführen, war demnach Aufgabe der kleinen Truppenabteilungen, sondern die taktische Vorbereitung, Unterstützung und Sicherung der Operationen im Großen“ präzisiert Johannes Kunisch.²⁵ Das hieß konkret, Vorposten- und Sicherungsdienste zu übernehmen, mit Spähtrupps und Patrouillen Informationen über den Gegner zu beschaffen, also Aufklärungsarbeit zu leisten

oder umgekehrt durch Scheinmanöver den Gegner zu irritieren bzw. die eigentlichen Truppen zu „maskieren“. Ein weiterer zentraler Aufgabenbereich der Irregulären lag in der Unterbrechung der gegnerischen Nachrichten- und Versorgungslinien. Einen merklichen Schritt über solche Hilfsaufgaben hinaus ging der sogenannte „Detachements“-Krieg, mit dem man gezielte Kommandooperationen bezeichnet, zu deren Ausführung zum Teil reguläre und irreguläre Truppen kombiniert wurden. Immer wieder kam es dabei zu Übergriffen gegen die Zivilbevölkerung, so dass vor allem die Akteure des kleinen Krieges für Formen der Kriegsgräueltätigkeit verantwortlich gemacht wurden.²⁶

Der Einsatz der leichten Truppen war von einer grundsätzlichen Ambivalenz von Abhängigkeit und Unabhängigkeit gekennzeichnet. In materieller Hinsicht waren sie wesentlich unabhängiger als die größeren Verbände und standen selten vor Versorgungsengpässen, im Hinblick auf die konkreten Kampfhandlungen blieben sie jedoch von der Unterstützung regulärer Einheiten abhängig. Aufgrund ihrer leichten Bewaffnung waren sie zwar extrem flexibel und zu schnellem Rückzug in der Lage, hatten jedoch der massierten Feuerkraft einer in Stellung gebrachten regulären Einheit wenig entgegen zu setzen. Martin Rink fasst die Vorteile der leichten Truppen schließlich wie folgt zusammen: „personell durch die Möglichkeit, Freitruppen anzuwerben, die nicht für einen festgelegten Sold kämpften, sondern gegen die Beteiligung an der Beute; logistisch infolge der Unabhängigkeit durch das ‚Leben aus dem Lande‘; räumlich durch die größere Beweglichkeit der leichten Truppen im Gelände; organisatorisch durch die Bildung von auf den Auftrag zugeschnittenen ‚Detachements‘ oder ‚Parteien‘“.²⁷

Die praktischen Anforderungen an Offiziere wie Mannschaften der leichten Trup-

pen hatten etwas tendenziell Widersprüchliches an sich. Während man erkannte, dass ein effektiver taktischer Einsatz ein gewisses Maß an Autonomie erforderte, standen diese Fähigkeiten doch gleichwohl im Widerspruch zum grundsätzlichen Subordinationsgedanken des absolutistischen Heeres. Der herrschende rationalistische Zeitgeist des Jahrhunderts der Aufklärung mit seinen Vorstellungen von der „Mathematisierung“ des Krieges war nicht in der Lage, die nur als „chaotisch“ registrierbare notwendige Autonomie der Freitruppen in seinen Denkrahmen zu integrieren.

Neben seiner taktischen Funktion erfüllte der kleine Krieg auch wichtige soziale Funktionen. Er ermöglichte es, ähnlich der Artillerie, bürgerlichen Soldaten in den Freitruppen in höhere Ränge aufzusteigen und die sonst recht undurchdringliche Schranke zum Offizierskorps zu durchbrechen. Gerade aber die für solche außergewöhnlichen Verdienste notwendige Autonomie der leichten Truppen machte sie auf der anderen Seite in den Augen der hierarchiebewussten Militärs verdächtig. Aus ähnlichen Gründen wurden Husaren auch zu beliebten Helden bzw. Schurken der zeitgenössischen Literatur und bevölkerten die Theaterbühnen.²⁸ Nur als Freikorpsoffizier konnte man im Guten wie im Schlechten literarisch verwertbare Heldentaten – sprichwörtliche Husarenstücke – vollbringen, die dem regulären Liniensoldaten verwehrt blieben.

Wer aber waren nun diese irregulären Truppen im Einzelnen? Hier standen eigene, speziell rekrutierte Regimenter eher ethnisch geprägten Verbänden gegenüber. Die russische Armee etwa verfügte über einen großen Anteil irregulärer Verbände in Gestalt von Kosaken und Kalmyken, die Österreicher vor allem über die Kroaten und Panduren.²⁹ Letztere hinterließen gerade in Bayern ihre Spuren. Die ethnisch bestimmten Truppen setzten sich meist

aus Grenzvölkern zusammen, die eine hohe praktische Kompetenz in Fragen der Kleinkriegsführung mitbrachten. Ihr Vorgehen, vor allem gegenüber der Zivilbevölkerung, wurde dabei häufig mit Hilfe kultureller Vorurteile kommentiert, die eine grundsätzliche unzivilisierte Andersheit der Völker der europäischen Peripherie postulierte.

Für die Befürworter der leichten Truppen war es umgekehrt gerade ihr „bis zur Schwärmerei getriebener Nationalstolz“, der sie im Vergleich zu den stets desertionsanfälligen Linientruppen zu einer besonders zuverlässigen, weil durch landsmannschaftlichen Zusammenhalt motivierten Einheit machte.³⁰ Ließen sich mitteleuropäische Freitruppen Übergriffe und Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen, wurde dies hingegen auf ihren unterständischen sozialen Rekrutierungshintergrund zurückgeführt, der tendenziell „kriminelles Gesindel“ anziehe. Tatsächlich stand die Sorgfalt der Auswahl der Freitruppen in einem gewissen Missverhältnis zu deren Bedeutung und vor allem deren operativen Freiräumen. So wurden ohne Unterschied deviante Personen oder Deserteure angeworben. Zudem ging die unkontrollierbare Selbstversorgungspraxis der Freitruppen immer wieder zu Lasten der Zivilbevölkerung. Neben den paradox anmutenden Vorstellungen von ihren militärischen Eigenschaften gestaltete sich somit auch der soziale Status der Freitruppen höchst widersprüchlich. Obwohl man zunehmend ihre praktisch-operative Bedeutung für die gesamte Kriegsführung zu würdigen begann, stand man ihrer sozialen Anerkennung weiter im Weg.

Der kleine Krieg ist weder allein auf ein Residuum älterer Gefechts- und Organisationsformen (etwa der klassischen Söldnerheere) noch auf eine noch nicht entfaltete Keimzelle der Modernität zu reduzieren, sondern eine spezifische Antwort auf die Widersprüche der absolutisti-

schen Kriegsführung. In der Folge der Revolutionskriege und insbesondere mit dem Auftreten der Spanischen Guerilla teilte sich laut Martin Rink das Phänomen kleiner Krieg in zwei Linien: „in eine militärisch-taktische und eine politisch-propagandistische Entwicklungsrichtung“.³¹ Während es mit anderen Worten weiterhin klassische Irreguläre gab, traten nun die im öffentlichen Diskurs als Freiheitskämpfer stilisierten Partisanen hinzu.

Fazit

Die Metaphorik des Theaters integrierte den Krieg in die Welt der höfischen Ästhetik und suggerierte eine räumliche Überblick- und Eingrenzbarkeit der Kriegshandlungen, die einen zweifachen ideologischen Effekt bewirkte. In der Selbstdeutung des 18. Jahrhundert als eines Zeitalters der „gezähmten Bellona“ scheint der Krieg so auf ein überschaubares Gefechtsfeld gebannt. Seine Gewalt war damit jedoch ebenso wenig eingehegt, wie die tatsächliche Sichtbarkeit der einzelnen Operationen gewährleistet.³² Die Bühnenmetaphorik nährte insofern in mehrfacher Hinsicht eine Fiktion von Überblick und Kontrolle. Mit der Perspektive auf die ‚Inszenierung‘ des Kriegs tritt weit mehr zu Tage als „schöner Schein“. Gewinn und Verlust wurden selbst durch symbolische Handlungen nicht nur kommunikativ gerahmt, sondern auch performativ hergestellt oder bekräftigt. Die europäischen Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts waren damit nicht nur politisch, sondern auch ästhetisch, sozial und symbolisch-performativ tief von den Logiken der höfischen Gesellschaft geprägt. Militärische und höfisch-zeremonielle Geltungsansprüche waren durch Begriffe der Ehre, des Ruhms und des decorum belli eng miteinander gekoppelt.

In den anderthalb Jahrhunderten zwischen dem Ende des Dreißigjährigen Krieges und den französischen Revolutionskriegen verging in Europa kaum ein Jahr, in dem es nicht zu bewaffneten Konflikten kam. Rund sechs Millionen Soldaten fielen, wurden auf den Schlachtfeldern Europas verwundet oder starben an Krankheiten.³³ Es fällt daher schwer, von einer Zählung des Krieges zu sprechen. Was heute noch in Museen von den Kriegen der Frühen Neuzeit zeugt, sind meist Objekte, die der Logik der zeitgenössischen Ästhetisierung gehorchen, ein Schlachtengemälde, ein Festungsmodell, eine Uniform, ein Degen. Die Waffen lassen ihren grausamen Einsatz nur erahnen, und vieles was den Kriegsalltag von Millionen Menschen prägte wie etwa Krankheit, Hunger oder Ängste entzieht sich weitgehend der Repräsentation oder hat kaum zur Musealisierung Anlass gebende Zeugnisse hinterlassen. Die Besucher der Dauerausstellung des Bayerischen Armeemuseums sollten sich daher sowohl der Macht der Ästhetisierung bewusst sein als auch des unendlichen Leidens, welches die Formen des Krieges in der Geschichte hervorgebracht haben. Ich möchte daher mit den Worten des Soziologen Pierre Bourdieu zum Sinn historischer Erkenntnis schließen, die gerade für die Militärgeschichte eine wichtige Mahnung von aktueller Relevanz darstellen: „Wenn man die Geschichte kennen muß, dann weniger um sich daran zu nähren, sondern um sich von ihr zu befreien, um zu vermeiden, ihr zu gehorchen, ohne es zu wissen, oder sie zu wiederholen, ohne es zu wollen“.³⁴

- 1 Der Vortrag wurde anlässlich der Eröffnung der neuen Dauerausstellung ‚Formen des Krieges 1600-1815‘ im Bayerischen Armeemuseum Ingolstadt am 3. Juni 2019 gehalten. Der Vortagstext wurde weitgehend beibehalten und um notwendige Anmerkungen ergänzt. Bruno Preisendörfer, Exkurs über den Krieg, in: Ders., Staatsbildung als Königskunst. Ästhetik und Herrschaft im preußischen Absolutismus, Berlin 2000, S. 327-344 und S. 422-428.
- 2 Hannß Friedrich von Fleming, Der Vollkommene Teutsche Soldat, Leipzig 1726, S. 94.
- 3 Marian Füssel, *Theatrum Belli. Der Krieg als Inszenierung und Wissensschauplatz im 17. und 18. Jahrhundert*, in: *Metaphorik* 14 (2008), S. 205-230.
- 4 Einzelne Passagen der folgenden Ausführungen finden sich auch in: Marian Füssel, *Der Preis des Ruhms. Eine Weltgeschichte des Siebenjährigen Krieges 1756-1763*, München 2019.
- 5 Friedrich der Große, Generalprinzipien des Krieges (1748), in: Ders., *Werke*, hg. von Berthold Volz, Bd. 6, Berlin 1913, S. 55.
- 6 Zitiert nach Jürgen Luh, *Kriegskunst in Europa 1650-1800*, Köln / Weimar / Wien 2004, S. 99.
- 7 Jamel Ostwald, *Vauban under siege: Engineering Efficiency and Martial Vigor in the War of the Spanish Succession*, Leiden u.a. 2007; Kurt Bohr / Benedikt Loew (Hg.), *Vauban – Baumeister, Offizier und Reformier: Festungen der Grossregion als Erinnerungsorte*, Saarbrücken 2011. Zu seinen Schriften vgl. Sébastien Le Prestre de Vauban, *Les oisivetés de Monsieur de Vauban, ou Ramas de plusieurs mémoires de sa façon sur différents sujets*. Éd. intégrale établie sous la dir. de Michèle Virol, Seissel 2007, Albert de Rochas d’Aiglun (Hg.), *Vauban. Sa famille et ses écrits, ses oisivetés et sa correspondance*, 2 Bde. Paris 1910 (ND Paris 1972).
- 8 Rochas d’Aiglun, *Vauban*, Bd.1, S. 190; dt. zitiert nach Luh, *Kriegskunst*, S. 95.
- 9 Vgl. dazu Daniel Hohrath, *Der Bürger im Krieg der Fürsten. Stadtbewohner und Soldaten in belagerten Städten um die Mitte des 18. Jahrhunderts*, in: Bernhard R. Kroener / Ralf Pröve (Hg.), *Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit*, Paderborn u. a. 1996, S. 305-329; Hagen Haas, „Denn die Bombe, wann sie fällt ...“. Zum Schicksal von Einwohnern belagerter Städte im absolutistischen Zeitalter, in: *Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit* 7 (2003), S. 41-59.
- 10 Für ausführliche Nachweise vgl. Marian Füssel / Michael Sikora (Hg.), *Kulturgeschichte der Schlacht*, Paderborn 2014; Olivier Chaline, *La Bataille comme objet d’histoire*, in: *Francia* 32/2 (2005), S. 1-14.
- 11 Marian Füssel, *Die Krise der Schlacht. Das Problem der militärischen Entscheidung im 17. und 18. Jahrhundert*, in: Rudolf Schlögl u.a. (Hg.), *Die Krise in der Frühen Neuzeit*, Göttingen 2016, S. 311-332; Russel F. Weigley, *The Age of Battles. The Quest for Decisive Warfare from Breitenfeld to Waterloo*, London 1993; James Q. Whitmann, *The Verdict of Battle. The Law of Victory and the Making of Modern War*, Cambridge, MA, London 2012.
- 12 Vgl. grundlegend John Keegan, *Das Antlitz des Krieges*, Düsseldorf [u.a.] 1978.
- 13 Vgl. Whitmann, *Verdict*.
- 14 Vgl. anschaulich Sascha Möbius, *Mehr Angst vor dem Offizier als vor dem Feind? Eine mentalitätsgeschichtliche Studie zur preußischen Taktik im Siebenjährigen Krieg*, Saarbrücken 2007, S. 20-28.
- 15 Luh, *Kriegskunst*, S. 142-143.
- 16 Füssel, *Krise der Schlacht*, S. 322-326.
- 17 Weigley, *Age of Battles*.
- 18 Malte Prietzel, *Blicke auf das Schlachtfeld. Wahrnehmung und Schilderung der Walstatt in mittelalterlichen Quellen*, in: *Das Mittelalter* 13 (2008), S. 28-45.
- 19 Marian Füssel, *Das Undarstellbare darstellen. Das Bild der Schlacht im 18. Jahrhundert am Beispiel Zorndorf (1758)*, in: Gabriela Signori / Birgit Emich (Hg.), *Kriegs/Bilder in Mittelalter und Früher Neuzeit (ZHF Beiheft 42)*, Berlin 2009, S. 317-349.
- 20 Sebastian Küster, *Vier Monarchien – vier Öffentlichkeiten: Kommunikation um die Schlacht bei Dettingen*, Münster 2004; Bernhard Jahn, *Die Medialität des Krieges. Zum Problem der Darstellbarkeit von Schlachten am Beispiel der Schlacht bei Lobositz (1.10.1756) im Siebenjährigen Krieg*, in: Wolfgang Adam / Holger Dainat (Hg.), „Krieg ist mein Lied“. *Der Siebenjährige Krieg in den zeitgenössischen Medien (Schriften des Gleimhauses Halberstadt 5)*, Göttingen 2007, S. 88-110; Thomas Weißbrich, *Höchstadt 1704. Eine Schlacht als Medienereignis. Kriegsberichterstattung und Gelegenheitsdichtung im Spanischen Erbfolgekrieg*, Paderborn 2015.
- 21 Mary Kaldor, *Neue und alte Kriege. Organisierte Gewalt im Zeitalter der Globalisierung*, Frankfurt a. M. 2000; Herfried Münkler, *Die neuen Kriege*, Reinbek bei Hamburg 2004.
- 22 Werner Hahlweg, *Guerilla. Krieg ohne Fronten*, Stuttgart 1968 und Johannes Kunisch, *Der kleine Krieg. Studien zum Heerwesen des Absolutismus (Frankfurter Historische Abhandlungen 4)*, Wiesbaden 1973.
- 23 Martin Rink, *Vom ‚Partheygänger‘ zum Partisanen. Die Konzeption des kleinen Krieges in Preußen 1740-1813*, Frankfurt a. M. 1999 und Sandrine Picaud-Monnerat, *La petite guerre au XVIIIe siècle*, Paris 2010.
- 24 Jürgen Ziechmann, *Der Bayerische Erbfolgekrieg 1778/1779 oder der Kampf der messerscharfen Federn*, Südmoslesfehn 2007.

- 25 Kunisch, Der kleine Krieg, S. 17.
- 26 Marian Füssel, Panduren, Kosaken und Sepoys. Ethnische Gewaltakteure im 18. Jahrhundert zwischen Sicherheit und Stigma, in: Philippe Rogger / Benjamin Hitz (Hg.), Söldnerlandschaften. Frühneuzeitliche Gewaltmärkte im Vergleich (ZHF Beihefte 49), Berlin 2014, S. 181-199.
- 27 Martin Rink, Der kleine Krieg. Entwicklungen und Trends asymmetrischer Gewalt 1740 bis 1815, in: Militärgeschichtliche Zeitschrift 65 (2006), S. 355-388, hier S. 369.
- 28 Vgl. Stephanie Schwarzer, Zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Die Ästhetisierung kriegerischer Ereignisse in der Frühen Neuzeit, München 2006, S. 235-257.
- 29 Füssel, Panduren.
- 30 Kunisch, Der kleine Krieg, S. 29 f.
- 31 Rink, Entwicklungen und Trends, S. 385.
- 32 Zum Mythos der gezähmten Bellona vgl. zuletzt Martin Wrede, „Zähmung der Bellona“ oder Ökonomie der Gewalt? Überlegungen zur Kultur des Krieges im Ancien régime, in: Irene Dingel u.a. (Hg.), Theatrum Belli – Theatrum Pacis: Konflikte und Konfliktregelungen im frühneuzeitlichen Europa: Festschrift für Heinz Duchhardt zu seinem 75. Geburtstag, Göttingen 2018, S. 207-237.
- 33 Luh, Kriegskunst, S. 1.
- 34 Pierre Bourdieu, Schwierige Interdisziplinarität. Zum Verhältnis von Soziologie und Geschichtswissenschaft, hg. von Elke Ohnacker u. Franz Schultheis, Münster 2004, S. 115.

Literatur

Überblickswerke

Jeremy Black (Hg.), European Warfare 1453-1815, Basingstoke, Hampshire u.a. 1999

Ders., European Warfare 1660–1815, London 1994

Christopher Duffy, The Military Experience in the Age of Reason, London/New York 1987

Siegfried Fiedler, Kriegswesen und Kriegführung im Zeitalter der Kabinettskriege, Koblenz 1986

Bernhard R. Kroener / Ralf Pröve (Hg.), Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, Paderborn u. a. 1996

Bernhard R. Kroener, Kriegswesen, Herrschaft und Gesellschaft 1300-1800, München 2013

Jürgen Luh, Kriegskunst in Europa 1650-1800, Köln / Weimar / Wien 2004

Jutta Nowosadtko, Krieg, Gewalt und Ordnung. Einführung in die Militärgeschichte, Tübingen 2002

Armstrong Starkey, War in the Age of the Enlightenment 1700-1789, Westport Conn. 2003

Frank Tallett, War and Society in Early Modern Europe 1495-1715, London 1997

Ders. / Trim, David J. B. (Hg.), European Warfare: 1350–1750, Cambridge u.a. 2010

Belagerung

Christopher Duffy, The Fortress in the Early Modern World 1494 – 1660, London 1979

Ders., The Fortress in the Age of Vauban and Frederick the Great 1660-1789, London 1985

Anke Fischer-Kattner / Jamel Ostwald (Hg.), The World of the Siege. Representations of Early Modern Positional Warfare, Leiden / Boston 2019

Daniel Hohrath, Der Bürger im Krieg der Fürsten. Stadtbewohner und Soldaten in belagerten Städten um die Mitte des 18. Jahrhunderts, in: Bernhard R. Kroener / Ralf Pröve (Hg.), Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, Paderborn u. a. 1996, S. 305-329

Jamel Ostwald, Vauban under siege: Engineering Efficiency and Martial Vigor in the War of the Spanish Succession, Leiden u.a. 2007

Sven Petersen, Die belagerte Stadt: Alltag und Gewalt im Österreichischen Erbfolgekrieg (1740-1748), Frankfurt a. M. 2019

Martha D. Pollak, Cities at war in early modern Europe, Cambridge u.a. 2010

Ders., Der kleine Krieg. Entwicklungen und Trends asymmetrischer Gewalt 1740 bis 1815, in: Militärgeschichtliche Zeitschrift 65 (2006), S. 355-388

Schlacht

Johannes Erichsen / Katharina Heinemann (Hg.), Brennpunkt Europas 1704. Die Schlacht von Höchstädt / The Battle of Blenheim, Stuttgart 2004

Marian Füssel / Michael Sikora (Hg.), Kulturgeschichte der Schlacht, Paderborn 2014

Marian Füssel, Waterloo 1815 (Beck Wissen), München 2015

John Keegan, Das Antlitz des Krieges. Die Schlachten von Azincourt 1415, Waterloo 1815 und an der Somme 1916, Frankfurt a. M. / New York 1991

John A. Lynn, Battle. A History of Combat and Culture from Ancient Greece to Modern America, Boulder 2003

Russel F. Weigley, The Age of Battles. The Quest for Decisive Warfare from Breitenfeld to Waterloo. London 1993

James Q. Whitman, The Verdict of Battle. The Law of Victory and the Making of Modern War, Cambridge, MA, London 2012

Kleiner Krieg

Stig Förster / Christian Jansen / Günther Kronenbitter (Hg.), Die Rückkehr der Condottieri? Krieg und Militär zwischen staatlichem Monopol und Privatisierung. Von der Antike bis zur Gegenwart, Paderborn 2010

Beatrice Heuser, Rebellen, Partisanen, Guerilleros. Asymmetrische Kriege von der Antike bis heute, Paderborn u.a. 2013

Johannes Kunisch, Der kleine Krieg. Studien zum Heerwesen des Absolutismus, Wiesbaden 1973

Herfried Münkler, Die neuen Kriege, Reinbek bei Hamburg 2004

Sandrine Picaud-Monnerat, La petite guerre au XVIIIe siècle, Paris 2010

Martin Rink, Vom ‚Partheygänger‘ zum Partisanen. Die Konzeption des kleinen Krieges in Preußen 1740-1813, Frankfurt a. M. 1999

Der Muske

Die Musketiere mit ihren schweren Musketen
Die Wälle gab denen Linien ihren Namen. Die
Musketiere nahen bei steigender Distanz jedoch stark

Wie die 1. bis 7. Art wegwandern Feuerwaffen war eine Stütz
um sie sicher abzuwehren zu können. Im Laufe des Krieges wur
immer leichter. Im Nahkampf konnte der Kolben der Gewehr
kurze Schlägen gemischt werden.
Musketiere waren normalerweise ungepanzert und somit im Nahk
wegschon unterlegen, wenn sie ihre Muskete abgefeuert hatten. In die
Fall ergab sie sich meist hinter die Pikeure zurück, wo sie eingermittelt
geschützt nachbleiben konnten. Löse sich die Formation von Pikeuren und
Musketieren auf, konnte die Retorte unter ihnen ein Blutbad auziehen.

The Musketeer

The musketeer led the fire with their heavy muskets. The accuracy of the
gun was what gave them their name, decreased with growing distance.

As their weapons weighed in to it the musketeer was not easier to fire than in
the case of the pike. However, they became increasingly lighter for close combat
the musketeer bore the shot sword could be used.
As musketeers were normally unarmored, they stood very little chance in close
combat with their muskets. However, they then usually retreated behind
the pikemen where they could retreat their weapons remained well protected.
If they fell it was the pikemen of pikemen and musketeers doubled, however,
the pikemen could cause a bloodbath among them.



etier

führen den Feuerkampf
die Treffgenauigkeit der
als

gabel nötig
ken sie jedoch
soder der

mpf
esem
n
l



Handwritten text, possibly a signature or name, visible on the inner side of the red box.



Daniel Hohrath und Tobias Schönauer

Eine Ausstellung entsteht

Überlegungen zur neuen Dauerausstellung

Die Ausstellung „Formen des Krieges 1600-1815“ stellt den ersten Abschnitt der neuen Dauerausstellung des Bayerischen Armeemuseums im Neuen Schloss von Ingolstadt dar. Sie bildet ungefähr die Hälfte der für das erste Stockwerk geplanten Darstellung zur Militärgeschichte der Frühen Neuzeit. Hier werden die drei hauptsächlichen Erscheinungsformen der Kriegsführung dieser Epoche thematisiert, also die Schlacht, die Belagerung und der sogenannte „Kleine Krieg“.

Die südliche Hälfte des ersten Obergeschosses wird sich daran anschließend mit weiteren Themen der Geschichte des frühneuzeitlichen Militärwesens auseinandersetzen.

Im Erdgeschoss wird neben der bereits fertigen kleinen Übersicht zur Geschichte des Armeemuseums und der „Schatzkammer“ in einem weiteren Schritt die Zeit vom Mittelalter bis etwa 1600 thematisiert werden. Das zweite Stockwerk wird die Militärgeschichte Bayerns von 1815 bis 1914 darstellen.

Bevor im Folgenden auf die „Formen des Krieges in der Frühen Neuzeit“ und ihre Darstellung in der neuen Ausstellung eingegangen wird, sollen ein paar Grundgedanken zur Konzeption und den Voraussetzungen der neuen Dauerausstellung des Bayerischen Armeemuseums erläutert werden.

Das Museum und seine Sammlung

Ein kurzer Blick auf die Geschichte des Museums und seiner Sammlungen ist an dieser Stelle sinnvoll, denn die historische Entwicklung dieser Institution, der Wandel ihrer Zielsetzungen und die historische Bedingtheit ihrer Sammlungen setzen den Rahmen für unsere heutige Arbeit.

Das Bayerische Armeemuseum wurde 1879 auf Betreiben führender Kreise der königlich bayerischen Armee in München gegründet, der es bis 1919 als militärische Dienststelle unterstand. Mit der Auflösung der bayerischen Armee wurde das Armeemuseum zu einer zivilen Einrichtung im Aufgabenbereich des Kultusministeriums des neuen Freistaats Bayern. 1940 kam es zu einem erneuten Übergang auf die militärische Seite, indem das Museum dem Chef der Heeresmuseen der Deutschen Wehrmacht unterstellt wurde. Nach Kriegsende 1945 formal aufgelöst, überdauerten die Reste der Sammlungen unter der Obhut des Bayerischen Nationalmuseums. Die Neueröffnung als eigenständiges staatliches Museum in Ingolstadt erfolgte im Jahr 1972.

Aus dieser wechselvollen Geschichte wird klar, dass Konzeptionen, Zielsetzungen und Darstellungsweisen einem historischen Wandel unterworfen waren und sind. Diese Feststellung betrifft nicht nur die Ausstellungen, sondern bereits die Entstehung und Weiterentwicklung der Sammlungen. Allerdings bildet die his-

torisch gewachsene Sammlung auch in gewisser Weise ein unverrückbares Fundament. Die ständige Ausstellung eines Museums muss und soll auf ihr basieren und auch ihre Geschichte spiegeln.

Solange das Armeemuseum gewissermaßen das historische Schaufenster der existenten königlich bayerischen Armee war, repräsentierte es dessen Tradition und Kontinuität und diente damit nicht zuletzt der Selbstvergewisserung des Militärs. Dem entsprach seine Ausrichtung auf eine Darstellung der ruhmreichen Geschichte des bayerischen Heeres, seiner Kriegstaten und seiner Truppenteile mit ihren Wurzeln in einer bis vor die Errichtung der ältesten noch existierenden Regimenter zurückreichenden Vorgeschichte.

Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs verschwand auch die bayerische Armee als Institution, und das Armeemuseum wandelte sich unausweichlich in einen Ort des Gedenkens, der Rettung materieller Zeugnisse sowie der Pflege der Erinnerung und der Traditionen des untergegangenen Heeres. Das verband sich dann in den 1930er Jahren und nach der Übernahme durch die Wehrmacht mit einer Identitätsstiftung deutsch-bayerischen Soldatentums auf der Grundlage der klaren ideologisch-propagandistischen Zielsetzung der nationalsozialistischen Machthaber.

Die Neueinrichtung des Museums am neuen Ort in Ingolstadt als staatliches Museum des Freistaats Bayern, das dem Ministerium für Wissenschaft und Kunst untersteht, war mit einem weitgehenden Verzicht auf explizite geschichtliche Aussagen zugunsten der Betonung des kunst- und kulturhistorischen Werts der Sammlungsobjekte verbunden, die dementsprechend in nüchternen Vitrinen als kunsthandwerkliche Artefakte gezeigt wurden. Allein die auf den emotionalen Gesamteindruck zielende Hängung sämtlicher erhaltener Feldzeichen der königlich bayerischen Armee im Fahnsaal machte

hier eine Ausnahme und übernahm noch die überkommene Funktion eines militärischen Gedenkraums.

Neue Ansätze

Die neue Dauerausstellung, wie sie jetzt Stück für Stück im Neuen Schloss Ingolstadt verwirklicht wird, sieht sich vor neuen Herausforderungen hinsichtlich der Vermittlung von Geschichte und der gestalterischen Präsentation. Maßgeblich ist zum einen der Stand der militärhistorischen Forschung, die sich in den letzten Jahrzehnten auf neuen Wegen entwickelt hat; zum anderen aber muss auch der Stand an Interessen und Vorkenntnissen der Museumsbesucher berücksichtigt werden, wenn der Auftrag des Museums erfüllt werden soll. Auf der Homepage des Museums wurde dies so formuliert:

„Das Bayerische Armeemuseum ist eines der großen militärhistorischen Museen in Europa. Der Schwerpunkt der Sammlungen liegt auf Bayern in seinem europäischen Kontext. Sie reichen vom Spätmittelalter bis in die Gegenwart.

Die Aufgabe des Bayerischen Armeemuseums ist auf der Grundlage seiner Sammlungen die kritische und historisch genaue Reflexion von Militär und kriegerischer Gewalt in der Geschichte und ihrer Auswirkungen auf Mensch, Gesellschaft und Staat.“ (Ansgar Reiß)

Das Bayerische Armeemuseum verbindet demnach eine landesgeschichtliche Perspektive mit einer dezidiert militärhistorischen Fragestellung, die den regionalen Aspekt in einen weiteren vergleichenden Rahmen stellt.

Tatsächlich ist schon die Definition des landesgeschichtlichen Bezugsrahmens nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag: Sein räumlicher Gegenstandsbereich als Museum eines Landes kann heute nur der moderne Freistaat Bayern sein, der freilich nicht mehr identisch

mit dem Königreich in seinen endgültigen Grenzen von 1816 ist. Namentlich die damals noch zu Bayern gehörende, wenn auch von ihm räumlich getrennte Pfalz ist heute Teil eines anderen Bundeslandes. Auch darin unterscheidet sich die Situation das heutigen von der des „alten“ Armeemuseums des 19. Jahrhunderts.

So besteht ein grundsätzliches Spannungsverhältnis zwischen dem Gegenstand der historischen Betrachtung und dessen Begründung aus seiner regionalen Kontinuität. Dies gilt in noch viel höherem Maße für die Frühe Neuzeit: Das alte Bayern als Herzog- und Kurfürstentum unter der Herrschaft der Dynastie der Wittelsbacher umfasste nur etwas mehr als Hälfte des Territoriums, das später das Königreich und schließlich den Freistaat Bayern bilden sollte.

Wenn man, wie es für eine historische Betrachtungsweise unabdingbar ist, Geschichte nicht als eine auf das Heute zielgerichtete, lineare Entwicklung konstruiert, sondern die Perspektiven, Horizonte und Handlungsoptionen der Zeitgenossen ernst nimmt, hat dies Konsequenzen für die Darstellung: Noch um 1800 war nicht abzusehen, dass die Vielfalt der Staaten und Herrschaften im Süden des Alten Reiches nach der krisenhaften Geschichte des wittelsbachischen Kurfürstentums im 18. Jahrhundert in einem starken Königreich Bayern aufgehen würde. Eine heutige Landes-Militärgeschichte der Frühen Neuzeit wird auch die Militärgeschichten jener geistlichen und weltlichen Fürstentümer sowie der Reichsstädte behandeln, die sich heute auf bayerischem Boden befinden. Zugleich wird man sie in einen größeren europäischen Rahmen stellen. Das liegt im Gegenstand begründet, denn Militär war und ist eine „internationale“ Angelegenheit. Das gilt unübersehbar für die Frühe Neuzeit, in der Kriege von einem überregionalen Söldnerwesen geführt wurden. Das führte zu einem ständi-

gen Austausch von Personal und Wissen. Kampftechniken, Bewaffnung und Ausrüstung waren bis auf partielle Ausnahmen peripherer ethnisch geschlossener Kriegerkulturen in ganz Europa ähnlich. Das änderte sich bis ins 19. Jahrhundert nur graduell. Die persönliche Mobilität der Soldaten sank bereits in den stehenden Heeren des 18. Jahrhunderts, da diese oft mehrheitlich aus langfristig verpflichteten „Landeskindern“ bestanden. Auch bei Offizieren wurde der mehrfache Wechsel des Dienstherrn seltener und endete erst mit den auf die Staatsbürger beschränkten Nationalheeren. Dies betraf aber nicht die Ebene des Austauschs von Wissen. Kriege führten zum (wenn auch meist unfreundlichen und unfreiwilligen) Kontakt und Austausch mit anderen Kulturen, zur gegenseitigen Anpassung, zur schnellen Übernahme und Adaption überlegener Waffen- und Kampftechniken. Generell waren Militärs auch in Friedenszeiten an genauen Kenntnissen der Zustände in anderen Armeen und Staaten interessiert wie kaum eine andere Gruppe der Gesellschaft. Dies belegt nicht zuletzt die bayerische Armeebibliothek mit ihrer internationalen Sammlung von Fachliteratur und Zeitschriften in mehreren Sprachen. Das alles trug dazu bei, dass sich Armeen bis in ihre organisatorischen Strukturen hinein deutlich ähnlicher waren als andere Bereiche der Gesellschaft.

Für die Realisierung der Ausstellung hatte das zur Folge, dass es gerade im Bereich der Frühen Neuzeit und insbesondere im Abschnitt „Formen des Krieges“ darauf ankam, typische und für die Kriegsführung und Kampfweise der jeweiligen Zeitabschnitte repräsentative Stücke zu zeigen und in den Zusammenhang ihres praktischen Gebrauchs zu stellen. Eine spezifisch „bayerische“ Herkunft der ausgestellten Waffen und Ausrüstungsstücke ist durch die Sammlungsgeschichte ohnehin mehrheitlich gegeben.

Konzeptionelle Überlegungen

Eine wesentliche konzeptionelle Grundentscheidung gilt zunächst der neuen zeitlichen Gliederung der Ausstellungsabschnitte: Für eine militärgeschichtliche Darstellung ist es sinnvoll, gebräuchliche Epochentitel der politischen Geschichte infrage zu stellen: Daten wie „1648“, „1789“ oder „1806“ stellen keine Zäsuren dar, wenn wir nach den Strukturen und der Art und Weise fragen, in denen kriegerische Gewalt sich abspielte und wie dies anhand von musealen Objekten sichtbar gemacht werden kann.

So haben wir uns entschlossen, den Zeitrahmen „Frühe Neuzeit“ nicht vor der französischen Revolution oder Napoleon enden zu lassen, wie dies vielfach üblich ist: Bewaffnung und Kampfweisen, Ausrüstung und Lebensbedingungen der Soldaten änderten sich nicht schlagartig durch den Westfälischen Frieden, die Französische Revolution oder die Erhebung Bayerns zum Königreich. Vielmehr ist im Kriegswesen eine langsame evolutionäre Entwicklung zu beobachten, deren Unterabschnitte sich anhand einiger technischer und organisatorischer Veränderungen bestimmen lassen, die sich jeweils über längere Zeiträume vollzogen und sich nicht an Stichdaten festmachen lassen.

Hinsichtlich der natürlichen, sozialen und ökonomischen Rahmenbedingungen haben wir es in ganz Europa bis in das erste Drittel des 19. Jahrhunderts mit einer vorindustriellen, agrarisch basierten und daher wirtschaftlich stets labilen Mangelwirtschaft zu tun, welche die Grenzen und Möglichkeiten der Gesellschaft prägte. Technikgeschichtlich war es eine Epoche der Handarbeit, ihre energetische Basis war – abgesehen vom Explosivstoff Schwarzpulver – fast ausschließlich die Körperkraft von Menschen und Tieren.

Auf das Kriegswesen bezogen bedeutete das einen nicht zu sprengenden Rahmen

von Raum und Zeit: Die Ernährung eines Heeres geschah in direkter Konkurrenz zur Ernährung der ansässigen Bevölkerung. Zugleich standen die regionale Bevölkerungsdichte und landwirtschaftliche Produktivität in einem proportionalen Verhältnis. Das heißt, nur wo viele Menschen lebten, konnte auch eine Armee satt werden, auch Landschaftsgestalt und Verkehrswege waren wesentlich. Deshalb wurden Oberitalien und die Niederlande, aber auch bestimmte fruchtbare und dichtbesiedelte Regionen Deutschlands wie die Donauebene immer wieder zu den wichtigsten „Kriegstheatern“ Europas.

Man war zu Lande ausschließlich auf zwei Füßen oder vier Hufen unterwegs. Die Marsch- und Transportstrecken, die maximalen Geschwindigkeiten von Truppenbewegungen und damit auch der Operationsradius militärischer Einheiten und ganzer Heere hingen davon ab. Obwohl in zwei Jahrhunderten erhebliche organisatorische Verbesserungen der Logistik und Fortschritte in der Landeskenntnis erzielt wurden, blieben unverrückbare Grenzen, die erst im Zuge der Industrialisierung im 19. Jahrhundert erweitert werden sollten.

„1600“ als Beginn des Abschnitts soll kein exaktes Datum fixieren. An der Wende zum 17. Jahrhundert waren die Feuerwaffen, deren Einsatz schon seit dem 15. und 16. Jahrhundert zunehmend an Bedeutung gewonnen hatte, jedenfalls zur beherrschenden Waffenart geworden, schon länger in Form schwerer Kanonen für die Belagerungsartillerie und bald auch als Handfeuerwaffen auf dem Schlachtfeld. Seit etwa 1700 war dann die gesamte Infanterie ausschließlich mit Steinschlossgewehren ausgestattet, die bis etwa 1830 nur noch in Details verbessert wurden. So kann auch hier die Einheit eines Zeitabschnitts postuliert werden: Die Waffentechnik entwickelte sich zwar in diesen zwei Jahrhunderten kontinuierlich, wenn auch in langsamen Schritten, aber sie blieb

im Kriegswesen auf glattläufige Vorderlader beschränkt, die mit Schwarzpulver geladen wurden. Schussweiten und Feuergeschwindigkeiten wurden nach und nach erhöht, blieben aber doch auf einen engen Rahmen begrenzt. Blanke Waffen behielten ihre Bedeutung, denn der Nahkampf wurde nur relativ seltener. Ob bei der Bewaffnung, der Bekleidung oder dem Transportwesen: Erst die Industrialisierung ab dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts sollte hier eine entscheidende qualitative Zäsur darstellen.

Die Entscheidung, in der Ausstellung das Jahr 1815 als Endpunkt zu setzen, stellt einen pragmatischen Kompromiss dar: Mit dem Wiener Kongress endete eine lange Kriegsepoche, und es erscheint sinnvoll, die Entwicklung des Militärwesens im 19. Jahrhundert von hier aus zu beginnen, auch wenn die grundlegenden Veränderungen erst in den folgenden Jahrzehnten anzusetzen sind.

Das Gebäude, die Objekte

Diesen eher grundsätzlichen und theoretischen Überlegungen sollen nun noch einige eher museumspraktische Aspekte an die Seite gestellt werden:

Wie lässt sich die Militärgeschichte Bayerns in einem Museum vermitteln, mit einer zwar großartigen gewachsenen Sammlung, die aber unter ganz anderen Voraussetzungen entstand, und in einem Schloss, das nicht als modernes Museum erbaut wurde?

Eine Dauerausstellung unterscheidet sich schon dadurch von den zeitlich begrenzten, thematisch orientierten historischen Ausstellungen, wie sie etwa vom Haus der Bayerischen Geschichte an wechselnden Orten veranstaltet oder in fast allen Museen als Sonderausstellungen gezeigt werden, dass sie fast vollständig auf den vorhandenen Sammlungen des eigenen Hauses basieren muss. Ein Verzicht auf den

kurzfristigen internationalen Leihverkehr der Museen verlangt den Mut zur Lücke: Mit den realen Objekten, die in der wechselfullen Geschichte einer Sammlung zusammengekommen sind, ist es kaum möglich, eine perfekt durchkomponierte, umfassend ausgewogene Darstellung zu verwirklichen.

Viele Objekte, die von den Kuratoren gerne gezeigt würden, sind in einer Sammlung eben nicht vorhanden, andere hingegen im Überfluss. Die oft zufällige Erhaltung von „Sachzeugen der Geschichte“ hat sich nicht nach unseren didaktischen Wünschen gerichtet. So können Bildnisse wichtiger Protagonisten, bestimmte Waffentypen oder Ausrüstungsstücke durch den Zufall der Überlieferung zwar vielleicht in anderen Museen vorhanden sein, nicht aber in den eigenen Beständen.

Ein weiteres Problem gerade einer militärgeschichtlichen Ausstellung zur Frühen Neuzeit besteht darin, dass es viel wichtiger ist, typische und alltäglich verwendete Werkzeuge des Krieges zu zeigen als einzigartige Stücke von besonderem kunsthandwerklichem Wert, Reliquien berühmter Persönlichkeiten oder Zeugnisse einzelner Ereignisse. So ist etwa eine einfache Muskete, wie sie vieltausendfach benutzt wurde, für die Darstellung der Kriegsrealität aussagekräftiger als der ziselierte Degen, den ein Feldherr in einer bestimmten Schlacht bei sich trug.

Solche militärischen „Alltagsgegenstände“ aus der Frühen Neuzeit sind aber oft die eigentlichen Raritäten: Nicht nur in der Sammlung des Bayerischen Armeemuseums sind beispielsweise Waffen und Ausrüstungsstücke von Offizieren stark überrepräsentiert; von einfachen Soldaten ist dagegen viel weniger erhalten geblieben. Schon von den Zeitgenossen und späteren Sammlern sind vornehmlich wertvolle, seltene Repräsentationsstücke wertgeschätzt und aufgehoben worden. Die Kriegsrealität des Kämpfens und

Überlebens, gar die alltägliche Not und das Elend des Krieges zeigen sich gerade darin, dass sie keine Reliquien hinterlassen haben. So sind die wahren, extrem seltenen Schätze des Museums oft die, denen man es nicht ansieht, wie der schlichte originale Filzhut aus dem Dreißigjährigen Krieg, der Holzbalken des Spanischen Reiters oder die Ledertasche eines Grenadiers aus dem frühen 18. Jahrhundert. Diese Seltenheit ist übrigens auch das hervorragende Kennzeichen der Objekte, die im Turmraum des Erdgeschosses in einer eigenen Schatzkammer gezeigt werden.

Eine weitere Vorbedingung, die auf die Gestaltung der Ausstellung einen großen Einfluss hat, ist der zur Verfügung stehende Raum. Moderne Museumsbauten bieten dafür große, leere, fensterlose Räume, die nach Wunsch mit Ausstellungsarchitektur gegliedert und unterteilt werden können. Im konkreten Falle des Neuen Schlosses von Ingolstadt sind ganz andere Voraussetzungen gegeben. Angesichts der Anordnung und der sehr verschieden großen Grundflächen der Räume des spätmittelalterlichen Gebäudes müssen inhaltliche Konzeption und räumliche Gegebenheiten in einem komplizierten Wechselverhältnis stehen. Eine sich nur an der beabsichtigten Geschichtserzählung orientierende Ausstellungsplanung wird nie dort den Raum, die freie Wand oder den Durchgang finden, wo sie wünschenswert wäre. Auch die Reihenfolge und Gewichtung der von der Ausstellung behandelten Themen wird von der vorhandenen Gebäudestruktur stark beeinflusst.

Auf der anderen Seite ist das Ingolstädter Neue Schloss aber selbst ein Kunstdenkmal, das unabhängig von seiner musealen Aufgabe besichtigt werden kann und soll. Es war daher ein integraler Bestandteil der Ausstellungsplanung durch die Architektin Janet Görner, dass die historische Raumwirkung und der Eindruck der Gewölbe, Säulen und Fensternischen des

mittelalterlichen Bauwerks erhalten bleiben.

Allerdings sind die geschilderten Probleme in mancher Hinsicht nicht als Hindernisse, sondern als Chancen zu sehen: Eine Ausstellung ist kein in den Raum gestelltes und mit 3D-Objekten illustriertes Buch. Sie kann auch keine enzyklopädische Vollständigkeit beanspruchen. Eine wohl durchdachte Abfolge von Objekten und Texten ist zwar wichtig, man kann aber nicht voraussetzen, dass ihr gefolgt wird. Einem vielfältigen Museumspublikum kann und soll keine feste Reihenfolge und vollständige Aufnahme der gebotenen Informationen vorgeschrieben werden. So etwas wird mittels düsterer Ausstellungs-labyrinth bisweilen zu erzwingen versucht, in denen Besucher nicht von der Führungslinie abweichen können. In den offenen Sälen des Neuen Schlosses dagegen soll die Freiheit herrschen, der konzipierten Anordnung zu folgen oder sich einen eigenen Weg zu suchen.

Texte in der Ausstellung

Die Ausstellung lebt von Objekten, die zum einen unmittelbare Eindrücke vermitteln und Interesse wecken, zum anderen aber erklärt werden müssen. Gegenstände einer vergangenen Epoche sprechen kaum je für sich selbst. Ihre Funktion bzw. ganz wörtlich ihr Funktionieren, aber auch ihre praktische und symbolische Bedeutung müssen entschlüsselt werden. Das gilt für Waffen und Uniformen ebenso wie für Gemälde und Kupferstiche. Diese waren nicht einfach funktionale Gebrauchsgegenstände, sondern auch Ausdruck von kulturellen Prägungen, jene waren nicht einfach Abbildungen der Wirklichkeit, sondern Repräsentationen zeitbedingter Vorstellungswelten und Absichten. Deshalb sind Erläuterungen notwendig. Zwar ist die Aufnahmefähigkeit bei einem Museumsbesuch nicht unbegrenzt, aber ohne

Texte blieben die Besucher orientierungslos, die Neugierde unbefriedigt. Niemand ist zum Lesen gezwungen, aber wir laden dazu ein. Das geschieht durch knappe, möglichst allgemeinverständlich formulierte und in sich hierarchisch abgestufte Texte. Das Textkonzept der Ausstellung sieht ein gestaffeltes System von Informationsangeboten vor. Ihre Realisierung geschah in enger Zusammenarbeit mit der Graphikerin Luise Wagener. Sie sind daraufhin verfasst und gestaltet, dass sie auch – hoffentlich gerne – angenommen werden, also mit so wenigen und so einfachen Worten wie möglich, ohne so zu vereinfachen, dass die Aussage nicht mehr stimmt. Dieser Katalog enthält im übrigen alle Texte, so dass sie bequem mit nach Hause genommen werden können.

In der Ausstellung bieten flache, hinterleuchtete Stelen vor den Wänden Orientierung durch knappe Einführungen in die thematischen Räume und Abschnitte der Ausstellung. Die Texte sind in drei Stufen (Überschrift, ein hervorgehobener Absatz von etwa fünf Zeilen und zwei bis drei weitere Absätze) aufgebaut. Einen Überblick über die Themen von einzelnen Vitrinen oder Exponatgruppen bieten beleuchtete Pulte. Hier bestehen für besonders Interessierte auch Möglichkeiten zur vertieften Information durch herausnehmbare Tafeln, die Details von Objekten und Bildern hervorheben oder etwa die Funktionsweise von Waffen oder taktischen Formationen erläutern. Alle diese Texte sind durchgängig zweisprachig (deutsch und englisch) gehalten.

Das Prinzip hierarchisch gegliederter, übersichtlicher Betextung gilt auch für die Beschriftungen der einzelnen Exponate. Sie sind im Katalogteil dieses Buches vollständig wiedergegeben. Die Schriftgröße in der Ausstellung ist so gewählt, dass Texte auch für ältere Brillenträger zu entziffern sind. Wichtig ist, dass bei jedem Objekt nachvollziehbar ist, wofür es in der

Ausstellung steht, aber es werden auch besondere Informationen zu dem spezifischen historischen Artefakt selbst geboten, wobei keine genauen Textlängen festgelegt wurden. Es geht darum, allen – den eiligen wie auch den speziell interessierten Besuchern – ein individuelles Angebot zu machen, das sie zufriedenstellt und neugierig macht. Bei den Objektschildern sind aus Platzgründen nur die Überschrift und der hervorgehobene Absatz ins Englische übertragen worden, aber der Katalog mit allen Texten erscheint auch in englischer Sprache.

Eine Ausstellung muss vor allem Möglichkeiten anbieten. Eindrücke und Informationen können sowohl intellektuell als auch emotional wahrgenommen werden. Ein Grundsatz bei der Gestaltung der Ausstellung ist es, die Perspektive des Besuchers mit der Perspektive der handelnden und leidenden Menschen der Vergangenheit in enge Beziehung zu setzen: Das heißt: Objekte sollen, wenn möglich, so im Raum und in der Vitrine gezeigt werden, wie sie von Menschen getragen und benutzt wurden.

Musealisierte Gegenstände, auch Werkzeuge und Waffen, werden von ihrem Funktionszusammenhang isoliert, wenn sie gepflegt und gut ausgeleuchtet in Vitrinen präsentiert werden. Das ist ganz unausweichlich. Die brutale „Realität“ kann und soll nicht rekonstruiert oder simuliert werden, auch nicht durch manipulative Inszenierung oder den noch so perfekten Einsatz virtueller Medien. Die Begegnung mit den Dingen aus der Vergangenheit verlangt – und fördert aber zugleich – eine Auseinandersetzung mit der Geschichte.

Die Ausstellung im Überblick

Damit sind wir jetzt bei dem ersten Teil der Dauerausstellung „Formen des Krieges in der Frühen Neuzeit“ angekommen, den Tobias Schönauer (für die Zeit bis

zum Ende des Dreißigjährigen Krieges) und Daniel Hohrath (für die Zeit von 1650 bis 1815) konzipiert haben. Wir haben uns dafür entschieden, in drei Räumen das zu thematisieren, was letztlich Bestimmung und Zweck des Militärwesens war: Den Krieg in seiner zentralen Ausprägung, der unmittelbaren Gewaltausübung. Es werden, um die historischen Ausdrücke zu verwenden, „Kriegskunst und Waffenhandwerk“ in ihrer Entwicklung zwischen 1600 und 1815 dargestellt. Die sehr unterschiedliche Größe der drei Räume ist von der Architektur des Ingolstädter Neuen Schlosses vorgegeben. Sie widmen sich den Themen „Schlacht“, „Belagerung“ und „Kleiner Krieg“. Auf den ersten Blick ergibt sich ein scheinbares Übergewicht der „Schlacht“, die im großen Saal thematisiert wird. Würde man die Räume strikt nach der historischen Bedeutung dimensionieren, könnte sich ein ganz anderes Bild ergeben, da der Belagerungskrieg und erst recht der alltägliche „Kleine Krieg“ nicht nur sehr viel mehr Zeit innerhalb der Kriegsjahre forderten, sondern oft auch in mehrfacher Hinsicht von größerer Bedeutung waren. Allerdings werden am Beispiel der Schlacht auch allgemein die typische Bewaffnung und die sich wandelnden Kampfweisen der Heere im 17. und 18. Jahrhundert erläutert.

„Eine Inszenierung entsteht“

Beim Betreten des Saals vom Treppenhaus fällt der Blick unmittelbar auf eine Szene des Nahkampfes aus dem Dreißigjährigen Krieg: Ein geharnischter Reiter (ein „Pappenheimer“) kämpft zu Pferde gegen zwei Fußsoldaten.

Große Inszenierungen sind ein gestalterisches Element der neuen Dauerausstellung. Auf jedem Stockwerk werden Originalobjekte aus der Sammlung auf besondere Art und Weise präsentiert. Im Erdgeschoss ist dies ein „Wald aus Stangenwaf-

fen“. Im Abschnitt „Formen des Krieges“ begegnet dem Besucher die „Szene einer Schlacht“ im Dreißigjährigen Krieg. Sie soll eine – natürlich nur vage – Vorstellung davon vermitteln, was die Schlacht in der Frühen Neuzeit für die Beteiligten bedeutete: Den brutalen Kampf auf kurze Distanz.

Natürlich kann es nicht gelingen, eine derartige Situation in einem musealen Rahmen auch nur annähernd realistisch darzustellen. Und das war auch von Anfang an nicht die Intention dieser Inszenierung. Vielmehr will man hier veranschaulichen, wie die Ausrüstungsstücke „am Mann“ getragen und eingesetzt wurden. Vor allem aber soll gezeigt werden, welche physische Gewalt mit diesen Objekten ausgeübt wurde.

So entstand nach monatelanger Detailarbeit eine Gruppe aus drei Figurinen und einer Pferdeskulptur. Vor allem das Pferd war dabei schwierig zu realisieren. Zunächst musste eine Pferderasse gefunden werden, die den Tieren entsprach, die von der Reiterei zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges genutzt wurden. Die Entscheidung fiel auf einen Lusitano, da er mit seiner eher kleinen, aber kräftigen Statur den Züchtungen der damaligen Zeit sehr nahe kommt.¹ Mit der Ausführung wurde der Holzbildhauer Wilhelm Knies aus Schliersee beauftragt, der diese Aufgabe hervorragend löste. Nach mehreren detaillierten Vorgesprächen im Museum und dem Vermessen eines lebenden Pferdes auf einem Gestüt in Bückeburg entstand so die zentrale Figur der Gruppe. Die Figurinen zeigen drei Soldaten dieser Epoche: einen gepanzerten Kürassier zu Pferd, einen Pikener und einen Musketier. Hände und Köpfe der beiden Fußsoldaten wurden ebenfalls durch Knies gestaltet. Hierfür erhielt er aus dem Museum Abbildungen von Gesichtern nach Barockgemälden sowie von Gesichtsrekonstruktionen, die mit Hilfe von Knochenfunden aus Mas-

sengrößern angefertigt wurden.² Diese Details waren wichtig, um nicht nur das Pferd, sondern auch die „Menschen“ als Zeitgenossen des Dreißigjährigen Krieges erkennbar zu machen. Als Körper der Söldner dienen lebensgroße, hölzerne Gliederpuppen, die durch die Werkstätten des Museums verstärkt und in die richtige Stellung gebracht wurden.

Bewaffnung und Ausrüstung der Figuren stellen eine Mischung aus Originalen (vor allem Waffen, Helme und Harnische) und Repliken (vor allem die Textilien und Teile des Lederzeuges) dar.³ Um den Eindruck der Authentizität zu verstärken, wurden bereits getragene Kleidungsstücke einer Reenactment-Gruppe verwendet.⁴ Besonders hervorzuheben ist unter den Ausrüstungsstücken der Sattel, dessen Nachbau mehrere Monate in Anspruch nahm und die Handwerker vor große Herausforderungen stellte. Er entstand mit Unterstützung von Ulrike Brandstetter in den museumseigenen Werkstätten.

Die Darstellung gleicht einer eingefrorenen Momentaufnahme. Der Pikenier ist in Verteidigungsposition, wie man sie aus zeitgenössischen Darstellungen kennt.⁵ Das anstürmende Pferd scheut vor der über vier Meter langen Pike zurück. Der Kürassier holt mit seinem erhobenen Rapier aus, um dem Musketier einen tödlichen Hieb gegen den Kopf zu versetzen. Dieser kann dem Angriff nicht mehr ausweichen, hat seine Muskete fallen gelassen, reißt in Panik die Musketengabel hoch und versucht noch, seine Seitenwaffe zu ziehen. Die Inszenierung ist von Vitrinen umgeben, in denen die Originalstücke aus der Sammlung des Museums gezeigt und ausführlich erklärt werden. Die Kampfweisen von Kürassieren, Pikenieren und Musketieren werden zusätzlich an Pulten erläutert, ebenso wie die Rekonstruktion des Kavalleriepferds.

Die Anordnung der Figuren ist nicht zufällig gewählt. Sie basiert auf Berichten,

die wir über die Schlacht von Alerheim (3. August 1645) haben. Daneben flossen Erkenntnisse aus einem Massengrab ein, das 2008 auf dem Schlachtfeld ausgegraben wurde. Dort waren etwa 85 Tote bestattet worden, die bei einem Angriff der bayerischen Kavallerie unter Jan van Werth ums Leben kamen.⁶

Eine Fensternische neben der Inszenierung ist genau diesem Massengrab gewidmet. Sieben Knochenfragmente aus den Überresten der dort bestatteten Gefallenen geben auf Grund der anthropologischen Untersuchungen Informationen zu Alter, Vorerkrankungen, Verletzungen und Todesarten der Söldner, die in der Schlacht von Alerheim gefallen sind. Auf diese Weise korrespondiert die bewusst spektakulär gestaltete Inszenierung mit den spärlichen Überresten der brutalen Wirklichkeit. Darüber hinaus flossen auch andere Quellen (Stiche, Ego-Dokumente, Gemälde, topographische Untersuchungen etc.) in die Planungen mit ein.

Zusammen mit den Originalobjekten, die „obertägig“ in den Sammlungen des Armeemuseums erhalten geblieben sind, thematisiert diese „Szene aus einer Schlacht“ im Dreißigjährigen Krieg somit Ausrüstung und Bewaffnung ebenso wie das Leiden und den Tod der Söldner in dieser prägenden Epoche der bayerischen Geschichte.

Vom Dreißigjährigen Krieg bis zu Napoleon

Als repräsentative Vermittlung der Ereignisse des Kriegstheaters für eine zeitgenössische privilegierte Oberschicht können die großen Schlachtengemälde aus jener Epoche gelten. Oftmals bestimmen sie die Imagination der Kriegsrealität bis heute. So sind sie nicht nur von ihrem unbestreitbaren Schauwert her ein wichtiger Teil der Ausstellung. An dem berühmten Gemälde der Schlacht am Weißen Berg

(1620) von Pieter Snayers, das am Ende des Abschnitts über die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs hängt, lassen sich der Reichtum an interessanten Details und zugleich die Notwendigkeit einer kritischen Interpretation solcher Kunstwerke zeigen. Mit weiteren bedeutenden Gemälden, von Huchtenburgs Darstellung der Schlacht von Höchstädt (1704) bis zu Kobells Monumentalbild der Schlacht von Hanau (1813), ist in diesem Raum des Museums eine kurze, aber eindruckliche Sequenz von Schlachtengemälden zu sehen.

Die Veränderungen im Kriegswesen in den fünfzig Jahren nach dem Dreißigjährigen Krieg werden im nächsten Abschnitt gezeigt. Für die Zeit bis etwa 1700 werden hier besonders die sogenannten Türkenkriege thematisiert, auch wenn diese nur eine Variante der vielen Kriege im friedlosen Europa jener Zeit waren. In unserem Zusammenhang, der Frage nach Waffe und Waffengebrauch, ist dies gerechtfertigt, denn bis auf wenige Anpassungen an die osmanischen Taktiken unterschieden sich Bewaffnung und Kampfweisen der europäischen Armeen hier nicht von denen auf den westlichen Kriegsschauplätzen. Außerdem spielen die Türkenkriege in der Überlieferung der Bayerischen Armee und des Bayerischen Armeemuseums eine wichtige Rolle. Kurfürst Max II. Emanuel bewährte sich hier als Feldherr, und kurbayerische Truppen sowie weitere süddeutsche Kontingente hatten an den Auseinandersetzungen in Ungarn und auf dem Balkan besonderen Anteil.

Mit den Osmanen trafen die Soldaten der nunmehr zunehmend auf Dauer formierten stehenden Heere auf einen anders organisierten, aber gleichstarken Gegner. Man sieht, dass hier noch keine technologische Überlegenheit des „Westens“ den Sieg garantierte. Dies ist eine falsche Rückprojektion von den Kolonialkriegen des späten 19. Jahrhunderts. Zwei Vitrinen zeigen neben typischen Waffen der euro-

päischen Heere – bei unseren Stücken handelt es sich meist natürlich um deutsche, oft nachweislich bayerische Exemplare – auch charakteristische osmanische Waffen. Bemerkenswert sind die wechselseitigen Einflüsse und Beziehungen: Die Helmform der Zischägge, wie sie die deutschen schweren Reiter trugen, hat osmanische Vorbilder; das orientalische Kettenhemd wurde in Venedig hergestellt.

Mehrere Gewehre mit verschiedenen Zündmechanismen verweisen auf die wachsende Bedeutung der Infanterie in Europa. Die Zahl der Musketiere wuchs stark an, aber noch bis etwa 1700 mussten Pikeniere sie mit ihren Speießen vor der Kavallerie des Gegners decken. Dieser Schutz war besonders in den „Türkenkriegen“ gegen die starke osmanische Reiterei nötig. Als Ersatz für Piken wurden Spundbajonette eingeführt, die im Lauf steckten und so zum Feuern entfernt werden mussten, ein anderes Schutzelement bildeten die sogenannten „Spanischen Reiter“, eine mobile Verschanzung aus zusammengesteckten Speießen. Ein solcher ist in der Ausstellung aufgebaut.

Das große bekannte Bildnis des bayerischen Kurfürsten Max Emanuel, der als Fürst und Feldherr in einer Person mit hohem persönlichen Einsatz seine Truppen in den Türkenkriegen führte, leitet zu einer kleinen Galerie von Feldherrenporträts über: Die Epoche von 1650 bis 1800 gilt als die Zeit der „großen Feldherren“. Die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit konzentrierte sich auf ihr Handeln. Einige Fürsten führten ihre Armeen persönlich an, wie außer Max Emanuel von Bayern etwa Karl XII. von Schweden oder Friedrich II. („Friedrich der Große“) von Preußen.

Viele Feldherren entstammten dem höchsten Adel, was ihre Autorität sicherte. Es gab aber auch, freilich selten, Soldaten, die im Krieg von unten bis in die höchsten Ränge aufstiegen. Nicht selten wurden

Heerführer verwundet oder getötet, was den Verlauf des ganzen Krieges beeinflussen konnte. Ihre Darstellung in Bildnissen suggeriert absolute Kontrolle über das Geschehen. Mit der Realität auf den Schlachtfeldern hatte das meist wenig zu tun. Gleichwohl ist das Bild des Feldherrn als der entscheidenden Persönlichkeit auf dem Schlachtfeld in der zeitgenössischen Selbstdarstellung und der historischen Erinnerung unverzichtbar für das Verständnis des zeremoniellen „Kriegstheaters“ der Frühen Neuzeit.⁷

Die Feldherrenbilder passen auf den ganzen Zeitraum der Kriege der dynastischen Fürstenstaaten, den man von 1650 bis 1792 ansetzen kann: Die vielen mittleren Staaten – so auch das Kurfürstentum Bayern – konkurrierten um Macht und Rangstellung. Sie schlossen sich den rivalisierenden Großmächten in wechselnden Bündnissen an und stellten ihnen Truppen zur Verfügung, um sich als wertvolle Verbündete zu positionieren.

Militärgeschichtlich hebt sich die Zeit nach 1700 nochmals deutlich von dem vorausgehenden halben Jahrhundert ab, deshalb ist dem 18. Jahrhundert ein eigener Abschnitt gewidmet: Nun bestimmten endgültig stehende Heere langdienender Soldaten das Schlachtfeld, und die wichtigste Waffengattung wurde endgültig die Infanterie, dank zweier scheinbar unspektakulärer Neuerungen: Dem Steinschlossgewehr und dem Tüllenbajonett, das dieses zur Schuss- und Stichwaffe gleichzeitig machte. Mit gut ausgebildeten, disziplinierten Berufssoldaten ließ sich die anspruchsvolle Lineartaktik ausführen, die sehr viel mehr Feuerkraft auf dem Schlachtfeld entfaltete, weil die in nur drei Gliedern hintereinander in langen Linien aufgestellten Soldaten nunmehr alle gleichzeitig bis zu drei Schüsse in der Minute abgeben konnten. Eine große Vitrine zeigt die typischen Waffen der Infanterie und Kavallerie des 18. Jahrhunderts, zwei

Geschützmodelle stehen für die zunehmende Bedeutung der Feldartillerie.

Der letzte Abschnitt ist den Kriegen im Gefolge der französischen Revolution gewidmet, die zum Auslöser einer neuen, 24 Jahre dauernden Kriegsepoche wurde, die Europas politische Ordnung nachhaltig verändern sollte. Durch die Revolution konnte der junge Artillerie-Offizier Napoleon Bonaparte zum General und „Kaiser der Franzosen“ aufsteigen. Ob und wie weit die Kriegsführung in jener Zeit tatsächlich revolutioniert wurde, ist immer wieder diskutiert worden. Die Heere wurden größer, durch die gesellschaftlichen Umwälzungen in Folge der französischen Revolution wurden Soldaten leichter verfügbar und ersetzbar, denn die Wehrpflicht machte sie „billiger“. Nationale Begeisterung sollte fehlenden Drill ausgleichen. Mit den massenhaft rekrutierten jungen Soldaten war die komplizierte Lineartaktik nicht mehr möglich. Die Kriegsführung wurde beweglicher und aggressiver, so dass die kleineren und schwerfälligen Berufsheere alter Art sich häufig unterlegen zeigten.

Die Vitrine mit den Waffen der „napoleonischen Zeit“ zeigt aber zugleich, dass es keine grundlegenden technischen Neuerungen in Ausrüstung und Bewaffnung gab. Allerdings wurde die Waffenherstellung rationalisiert, um die immer größeren Heere auszustatten. Und vor allem wurde die Artillerie weiter vermehrt und beweglicher gemacht. Sie wurde in vielen Schlachten zur entscheidenden Waffengattung. Dafür steht der bayerische Sechspfünder „Arco Carl“ in voller Größe im Raum. Seine auf die Besucher gerichtete Mündung symbolisiert die tödliche Gewalt des Geschützes.

Als Bündnispartner Napoleons wurde Bayern stark vergrößert und 1806 zum Königreich. Dass es nach 1815 seinen Status halten konnte, verdankte es nicht zuletzt dem rechtzeitigen Bündniswechsel von

1813, für den das große Gemälde der Schlacht von Hanau am Ende des Saales steht. An die großen Opfer an Menschenleben, die jene Kriege, namentlich aber Napoleons gescheiterter Russlandfeldzug forderten, erinnern einige der eindrucksvollen Aquarelle des württembergischen Offiziers und Augenzeugen Christian Wilhelm von Faber du Faur, ein besonderer Schatz der graphischen Sammlung des Bayerischen Armeemuseums.

„Der Krieg um die Festungen“

Kommen wir noch zu den beiden kleineren Räumen: Im Fünfeckturm werden Belagerungen thematisiert. Festungsstädte spielten in fast allen europäischen Kriegen der Frühen Neuzeit eine bestimmende Rolle. Belagerungen von Festungen nahmen in den meisten Kriegen der Epoche nicht nur einen sehr viel größeren zeitlichen Raum ein als die wenigen großen Schlachten, tatsächlich war auch ihre strategische Bedeutung oft wesentlich höher zu bewerten. Viele Feldzüge drehten sich um den Besitz einzelner Festungsstädte. Auf den technischen Wettlauf zwischen Angriff und Verteidigung verweisen Festungsmodelle. In der Mitte des Raumes ist das sensationelle Planungsmodell von Ingolstadt aus der Zeit um 1570 zu bewundern. Es ist eines der ältesten Modelle einer frühen bastionären Stadtbefestigung überhaupt. Weniger spektakulär, aber ebenso eindrucksvoll als Objekt ist eine in Ingolstadt ausgegrabene Schubkarre aus dem Jahre 1537. Sie erinnert an die gewaltigen Erdbewegungen, die beim Bau und der Belagerung einer Festung in kürzester Zeit und mit primitivsten Mitteln ausgeführt wurden: von Soldaten, Stadtbürgern und den Bauern des Umlandes. Während die Bürger für den Schutz ihrer Stadt schanzten (davon kommt der Spitzname der Ingolstädter: „Schanzer“), mussten die Bauern für beide Seiten schuften, erst für

die Verteidiger, dann unter Lebensgefahr für die Angreifer.

Weitere Vitrinen zeigen das Arsenal von Artillerie und „Ernst-Feuerwerk“, das bei Belagerungen zum Einsatz kam. Die Bandbreite reicht von Mörsern und schweren Geschützen über allerlei Brand- und Sprenggeschosse (die heute nur noch selten erhalten sind) bis zu den Handgranaten, die von Grenadieren beim Sturmangriff geworfen wurden.

„Der Alltag des Krieges“

Der kleinere Turmraum auf der anderen Seite wirft ein Schlaglicht auf den „Kleinen Krieg“, wie man die alltäglichen Gewaltaktionen im 18. Jahrhundert bezeichnete. Schlachten und Belagerungen waren ja nur einzelne Großereignisse in der langen Zeit, über die sich Feldzüge hinzogen. So umfasst der vielleicht harmlos klingende Begriff des „Kleinen Krieges“ letztlich den gesamten Alltag der Kriegsgewalt, die kleinen Gefechte und Überfälle, die endlosen Märsche, die verzweifelte Suche nach Verpflegung für die gefräßigen Heere, Feldlager und Einquartierungen, Requisitionen und Plünderungen und damit auch all das, was den Krieg zur Katastrophe für die Bevölkerung (und genauso auch für die einfachen Soldaten) machte.

Für eine Ausstellung stellt der Kleine Krieg ein Problem dar, denn außer einigen Bildern, die sein Geschehen genrehaft, sei es verharmlosend oder auch mit allen Veratzstücken der Kunst möglichst gruselig darstellen, gibt es kaum erhaltene Sachzeugnisse. Hunger, Elend und Grausamkeit können zwar beschrieben, aber kaum anhand von musealen Objekten gezeigt werden. So stehen exemplarisch für die Hauptakteure bei uns die leichten Truppen des Österreichischen Erbfolgekrieges, namentlich die Panduren des Obersten Trenck, die 1742 bis 1744 im bayerischen Raum Angst und Schrecken verbreiteten.

Von ihnen fanden sich in der Sammlung des Armeemuseums neben bildlichen Darstellungen einige originale Waffen. Ansonsten symbolisiert eine geöffnete Kriegskasse als begehrtes Beuteobjekt die Bedeutung des Geldes für die Kriegsführung, und das Modell eines Donaufloßes verweist auf die Probleme des Transports von Truppen und Versorgungsgütern in Zeiten, als es an ausgebauten Straßen mangelte. In einer Wandnische liegen Helme mit primitiven Reparaturen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Sie wurden zusammen mit menschlichen Überresten auf einem Feld nahe München gefunden. Vermutlich waren die Toten marodierende Soldaten, die von Bauern umgebracht wurden. Sie werfen ein kleines Schlaglicht auf die alltägliche Gewalt und das Schicksal der unzähligen namenlosen Menschen, die Täter oder Opfer jener Kriege und oftmals beides zugleich waren.

1 An dieser Stelle herzlichen Dank für die Unterstützung durch Frau Christin Krischke (Bückerburg), Frau Rebecca Güldenring (Bückerburg), Herrn Eberhard Senckenberg vom Lehr-, Versuchs- und Fachzentrum für Pferdehaltung (Haupt- und Landgestüt Schwaiganger) sowie Herrn Dr. Marcus Junkelmann.

2 Vgl. u.a. Sabine Eickhoff / Franz Schopper, 1636 – ihre letzte Schlacht. Leben im Dreißigjährigen Krieg, Berlin 2012, S. 160-163.

3 Als Grundlage für Rekonstruktionen vgl. etwa Eduard Wagner, Tracht, Wehr und Waffen im Dreißigjährigen Krieg, Hanau 1980; Vladimir Brnardic, Imperial Armies of the Thirty Years' War, Part 1. Infantry and artillery, Oxford 2009 und ders., Imperial Armies of the Thirty Years' War, Part 2. Cavalry, Oxford 2010.

4 Dank an das „Kurbairische Dragonerregiment Johann Wolf e.V.“

5 Vgl. u.a. Johann Jacob von Wallhausen, Kriegskunst zu Fuß (Bd. 2), Oppenheim 1615.

6 Vgl. Karlheinz Scheible, Die Schlacht von Alerheim – 3. August 1645. Ein Beitrag zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, Alerheim 2004; Alexander Lutz, Anthropologische Untersuchungen an Massengräbern aus dem Dreißigjährigen Krieg (unveröffentlichte Diplomarbeit), München 2010; Kathrin Misterek, Ein Massengrab aus der Schlacht von Alerheim am 3. August 1645, in: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege (Hg.), Bericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege, Band 53 (2012), S. 361-391.

7 Siehe den Beitrag von Marian Füssel in diesem Band.

1792 - 1815

Revolution - Nation - Krieg

Die Französische Revolution wurde 1789, bedingt durch die Krise des Ancien Régime, ausgelöst. Sie führte zu einer radikalen Umwälzung der Gesellschaft und zur Entstehung der Nationen.

Die Revolutionäre setzten sich für die Abschaffung der Monarchie und die Einführung der Verfassung ein. Sie kämpften für die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz und für die Einführung der allgemeinen Schulpflicht. Die Revolutionäre setzten sich auch für die Einführung der Mitleidenschaft der Straftäter ein.

Die Revolutionäre setzten sich auch für die Einführung der allgemeinen Schulpflicht ein. Sie kämpften für die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz und für die Einführung der Mitleidenschaft der Straftäter.

Die Revolutionäre setzten sich auch für die Einführung der allgemeinen Schulpflicht ein. Sie kämpften für die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz und für die Einführung der Mitleidenschaft der Straftäter.









KATALOG







Die Schlacht in der Frühen Neuzeit

Schlachten zwischen ganzen Armeen waren zweifellos die dramatischen Höhepunkte der Kriegsgewalt in der Frühen Neuzeit. In der langen Zeitspanne zwischen dem späten 16. und dem frühen 19. Jahrhundert blieben die physischen Rahmenbedingungen der Kriegsführung relativ konstant: Alle Bewegungen wurden zu Fuß oder zu Pferde ausgeführt, und die Feuerwaffen funktionierten mit Schwarzpulver. Auch wenn die Heeresstärken und die Zahl der Truppen, die sich in Schlachten gegenüberstanden, in den zwei Jahrhunderten kontinuierlich anwuchs, blieb die Ausdehnung der Schlachtfelder begrenzt. Eine Schlacht fand auf einem Raum von einigen Quadratkilometern statt und dauerte in der Regel nur wenige Stunden, in denen die gegnerischen Heere direkt aufeinandertrafen.

Der Ausgang einer Schlacht war von vielen Zufällen und Einflüssen bestimmt und bedeutete daher ein hohes Risiko. Deshalb versuchten viele Feldherren, Schlachten nach Möglichkeit zu vermeiden.

Trotz ihrer Anlage als „Zweikampf“ der feindlichen Kriegsparteien waren Schlachten oft nicht kriegsentscheidend. Sieg und Niederlage waren manchmal gar nicht klar zu bestimmen. In diesen kurzen, aber überaus heftigen Auseinandersetzungen wurden viele Tausende von Soldaten getötet und verwundet. Nicht selten beliefen sich die Verluste auf bis zu einem Viertel der eingesetzten Truppen, die am Abend auf der „Wahlstatt“ lagen.

Auf dem Schlachtfeld stießen die gegnerischen Truppen in der planmäßig aufgestellten „Schlachtordnung“ aufeinander.

In der Regel waren es große Ebenen, auf denen die geschlossenen Formationen sich bewegen konnten. Da die Entfernungen, in denen die Geschosse der Handfeuerwaffen und selbst der Kanonen treffen konnten, sehr gering waren, standen sich die Heere in Schlachten und Gefechten „Auge in Auge“ gegenüber. Es kam immer wieder zum Nahkampf mit Hieb- und Stichwaffen.

Allerdings gewannen die Feuerwaffen im Lauf der Zeit immer mehr an Bedeutung. Zunehmend beherrschten Gewehre und Kanonen das Schlachtfeld. Sie wurden immer handlicher und einfacher zu bedienen, damit zahlreicher und langsam auch wirkungsvoller. Doch erst im 18. Jahrhundert war die gesamte Infanterie einheitlich mit Steinschlossgewehren mit Bajonetten ausgestattet. Die taktischen Formationen, in denen die Soldaten zu kämpfen hatten, änderten sich mit dieser Entwicklung der Feuerwaffen.

Die Heere der Frühen Neuzeit bestanden in der Masse aus Soldaten zu Fuß, der Infanterie. Der Anteil der berittenen Truppen, der Kavallerie, schwankte im Lauf der Zeit, doch bildeten sie üblicherweise den kleineren Teil einer Armee. Immer bedeutender wurde allerdings die Artillerie, deren Geschütze beweglicher und effektiver wurden. Während im frühen 17. Jahrhundert nur recht wenige der schweren Kanonen auf dem Schlachtfeld eingesetzt werden konnten, wurde eine immer stärkere und beweglichere Artillerie bis zur Wende zum 19. Jahrhundert zunehmend zur entscheidenden Waffengattung.

1618-1648

30 Jahre Krieg



Um 1600 verschärften sich im Heiligen Römischen Reich konfessionelle Gegensätze und politische Rivalitäten. Mit dem Prager Fenstersturz vom 23. Mai 1618 begann ein regionaler Konflikt in Böhmen, der sich zu einem europäischen Krieg auswuchs. Er sollte 30 Jahre dauern.

Schauplatz des Krieges war das Reich. Hier war Herzog Maximilian von Bayern einer der wichtigsten Akteure. Das Herzogtum Bayern war um 1600 der einzige Flächenstaat in Süddeutschland. Mit seinem weitgehend geschlossenen Territorium, in dem etwa eine Million Menschen lebten, war es das einwohnerstärkste Herrschaftsgebiet innerhalb des Deutschen Reiches mit seinen 17 Millionen Einwohnern.

Durch seine zielgerichtete Finanzpolitik gelang es Maximilian, ein schlagkräftiges Heer aufzustellen. Viele Herrscher mussten aus Finanzmangel die Werbung von Söldnern an militärische Unternehmer übergeben. Bei den Habsburgern war dies ab 1625 der böhmische Adelige Albrecht von Wallenstein. Maximilian dagegen war in der Lage, einen anderen Weg einzuschlagen, da er seine Armee bezahlen konnte. Dadurch behielt er die vollständige Kontrolle über seine Streitmacht und seinen Feldherrn Johann Tserclaes von Tilly (1559-1632), der 1610 in bayerische Dienste trat.

Als 1609 das katholische Bündnis mit dem Namen Liga gegründet wurde, ernannten seine Mitglieder Maximilian zum Bundesobristen, da die 25.000 Mann umfassende

Ausschnitt aus: Herzog Maximilian I. von Bayern (1573-1651), Kupferstich, nach 1621, vollständiges Bild Höhe 23,7 cm, Breite 15,5 cm Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0051-1968

Armee der Liga überwiegend von ihm finanziert wurde. Mitte der 1630er Jahre bestand sie fast ausschließlich aus bayrischen Truppen. So hatte Bayern während des Dreißigjährigen Krieges militärisch eine Bedeutung erlangt, das es weder vorher noch nachher je wieder erreichen sollte. Die Armee war letztlich auch die Voraussetzung dafür, dass Maximilian viele seiner politischen Ziele erreichen und behaupten konnte.

Kaiser Ferdinand II. (1578-1637) war beim Ausbruch des böhmischen Aufstandes finanziell nicht in der Lage, ein eigenes Heer aufzustellen. So bat er den Bayernherzog um Unterstützung. Für seine Hilfe erhielt Maximilian die Oberpfalz (1623 bzw. dauerhaft ab 1628) und die bisherige Pfälzer Kurwürde (offiziell 1623). Diese Entscheidung sollte sich erheblich auf die Dauer des Krieges auswirken, da die protestantische Seite eine derartige Verschiebung der Machtverhältnisse im Reich nicht akzeptieren wollte.

Nach der Niederschlagung des böhmischen Aufstandes traten bald auch andere europäische Mächte wie Dänemark (1623-1629), Schweden (ab 1630) und Frankreich (ab 1635) in den Krieg ein. Der religiöse Charakter der Auseinandersetzungen trat zunehmend in den Hintergrund. Machtpolitische Interessen bestimmten die wechselnden Koalitionen. So verbündete sich das katholische Frankreich zeitweise mit dem protestantischen Schweden.

Von den 17 Millionen Menschen, die vor dem Krieg im Reich gewohnt hatten, waren 1648 nur mehr etwa 10 Millionen übrig geblieben. Der Krieg und seine Begleiterscheinungen wie Hunger und Seuchen führten dazu, dass am Ende in manchen Teilen des Reiches nur noch ein Drittel der Bevölkerung lebte. Das Unvermögen der Staaten, die von ihnen geworbenen Soldaten zu entlohnen und zu versorgen, hatte zu einer Verschärfung der Kriegsführung geführt. Der Krieg ernährte sich aus dem Land. Systematische Verwüstungen und die Heereszüge führten zu Fluchtbewegungen und verbreiteten Seuchen. Es sollte mehr als ein halbes Jahrhundert dauern, bis die Verluste durch Geburten und Zuwanderung wieder einigermaßen ausgeglichen werden konnten.

Erst der „Westfälische Friede“ von 1648 setzte eine Ordnung, die zwar keinen dauerhaften Frieden, aber ein stabileres Mächtesystem in Europa installierte. Seine Regelungen blieben bis zur Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation im Jahr 1806 Bestandteile der Reichsverfassung. Trotz seiner militärisch schwachen Stellung am Ende des Krieges gelang es Maximilian, die Oberpfalz zu behaupten. Auch die Kurwürde blieb seiner Linie erhalten. Allerdings zahlte Bayern einen hohen Preis, da es vor allem durch Hungersnöte und Epidemien an die 35 Prozent seiner Einwohner verlor.



1600-1650 Mit Piken und Musketen

In den Söldnerheeren des Dreißigjährigen Krieges kämpften die Fußsoldaten zuerst noch in großen Gewalthaufen von bis zu 2500 Mann. Die Pikeniere mit ihren langen Stangenwaffen sollten einen schützenden Wall für die Musketiere bilden können, die eine Schützenreihe um diese so genannten Tercios formierten. So hielten sie den Gegner auf Abstand. Im Laufe des Krieges setzten sich jedoch kleinere und beweglichere Formationen durch. Immer mehr Handfeuerwaffen kamen zum Einsatz.

Obwohl die Musketiere bald die Hälfte der Mannschaft ausmachten, prägten die Pikeniere mit ihren Langspießen weiterhin das Erscheinungsbild der Heere.

Die Reiterei stellte oft mehr als ein Drittel der Armee. Rüstungen boten zwar auf längere Distanz noch immer einigen Schutz vor den Bleikugeln der schwachen Handfeuerwaffen, aber sie waren teuer und hinderten die Beweglichkeit. So kamen sie zunehmend außer Gebrauch und die leichte Kavallerie setzte sich immer mehr durch. Mit ihr konnte man auch immer größere Räume zur Nahrungsmittelbeschaffung kontrollieren.

Kanonen spielten auf dem Schlachtfeld nur eine geringe Rolle. Allerdings änderte sich das durch den Einsatz von leichteren Geschützen, mit denen ein Stellungswechsel im laufenden Gefecht leichter möglich wurde. Der Ablauf der Kämpfe wurde jedoch überwiegend durch das Zusammenspiel von Fußvolk und Reiterei bestimmt.

Ausschnitt aus: Johann Jacob von Wallhausen, *Kriegskunst zu Fuß* (Bd. 2), Oppenheim 1615



Johann Tserclaes Graf von Tilly

Der aus Brabant stammende Tilly war neben Wallenstein und Gustav Adolf von Schweden der berühmteste Feldherr des Dreißigjährigen Krieges. Er führte die bayerische Armee und zeitweise in Personalunion auch die kaiserliche.

Tillys militärische Karriere begann um 1578 in spanischen Diensten. So nahm er an zahlreichen Feldzügen (u.a. am langen Türkenkrieg) teil. 1610 trat er als Generalleutnant in bayerische Dienste. Bei der Schlacht am Weißen Berg führte er 1620 den Oberbefehl. Dort konnte er einen der wichtigsten und nachhaltigsten Siege der katholischen Seite im gesamten Dreißigjährigen Krieg erringen. In den folgenden Jahren festigte Tilly die Machtstellung Bayerns durch viele militärische Erfolge.

Nach der Entlassung Wallensteins übernahm Tilly im November 1630 das Doppelkommando über die kaiserlichen und ligistischen Truppen.

Fest verbunden mit seinem Namen ist die weitgehende Zerstörung Magdeburgs im Mai 1631, bei deren Erstürmung mindestens 20.000 Menschen den Tod fanden.

Tilly war tief religiös und kämpfte stets für die katholische Seite. Nach einer Verwundung bei Rain am Lech wurde er nach Ingolstadt gebracht, wo er am 30. April 1632 starb.

Johann Tserclaes von Tilly, Kupferstich von Johann Alexander Böner nach dem Gemälde von Anthonis van Dyck, 28,3 x 17,2 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. N 5122



Maximilian I. von Bayern

Maximilian I. (1573-1651) regierte Bayern seit 1597. Er war einer der bedeutendsten Fürsten seiner Zeit und wohl der einzige, dessen Regierungszeit den ganzen Dreißigjährigen Krieg umfasste.

Dieses Gemälde zeigt ihn als jungen Mann von etwa 25 Jahren mit Harnisch, Helm und Degen.

Während seiner Regierung gelang es Maximilian, das Staatsgebiet wesentlich zu erweitern und zum Kurfürsten zu werden. Bayern entwickelte sich in dieser Zeit zu einem der am besten verwalteten Staaten Europas.

Maximilian I. von Bayern war der wichtigste Verbündete des Kaisers während des Krieges. Als Bundesoberst der katholischen Liga (1609), eines Zusammenschlusses der katholischen Reichsstände, betrieb Maximilian eine ehrgeizige Außenpolitik und bot eine starke Kriegsmacht auf. Doch konnte er nicht verhindern, dass Bayern durch mehrmalige Einfälle feindlicher Truppen schwer verwüstet wurde.

Herzog Maximilian I. von Bayern, bayerisch, vor 1600, Öl auf Leinwand, 139 x 101 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0466-1966



Friedrich von der Pfalz

Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz (reg. 1610-1623), war von 1619 bis 1620 auch König von Böhmen. Diese kurze Regierungszeit brachte ihm den Spottnamen „Winterkönig“ ein.

Friedrich gehörte zur Pfälzer Linie der Wittelsbacher, die zum reformierten Glauben übergetreten war. Die Kurpfalz setzte sich aus Gebieten am Rhein, der „Unteren Pfalz“, sowie der „Oberen Pfalz“ mit der Hauptstadt Amberg zusammen.

Das Königreich Böhmen wurde seit 1526 in Personalunion von den Habsburger Kaisern regiert. 1618 widersetzte sich der protestantische Adel Böhmens diesem Herrschaftsanspruch. Am 23. Mai 1618 stürzten Aufständische die Statthalter des Kaisers aus einem Fenster der Prager

Burg. Mit diesem „Prager Fenstersturz“ begann der Dreißigjährige Krieg.

1619 wählten die böhmischen Stände Friedrich zu ihrem König. Bereits 1620 setzte die Schlacht am Weißen Berg seiner Herrschaft ein Ende. Friedrich musste fliehen und verlor sowohl seine Kurwürde als auch die pfälzischen Erblande. Eine dauerhafte Folge dieser Ereignisse war die Angliederung der Oberpfalz an Bayern. Friedrich verbrachte den Rest seines Lebens im Exil. 1632 starb er in Mainz wahrscheinlich an der Pest.

Friedrich von der Pfalz, deutsch, um 1620,
Öl auf Leinwand, 208,5 x 117 cm
Leihgabe des Bayerischen Nationalmuseums,
Inv.-Nr. R 7331
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. L 6204



Der Pikenier

Die Hauptaufgabe der Pikeniere war es, eine Mauer aus langen Spießern zu bilden, die bei Kavallerieangriffen Schutz bieten sollte. Auch die Musketiere konnten sich bei Bedarf hinter diesen Schutzwall zurückziehen.

In diesen Wald aus Piken konnte gegnerische Reiterei nicht eindringen und musste abdrehen. Dabei wurden sie zum Ziel für das Gewehrfeuer der Musketiere.

Die bis zu 5 m langen Spieße war für den Einzelkampf zu unhandlich und sperrig, weshalb Pikeniere normalerweise in großen geschlossenen Formationen eingesetzt wurden. Um 1600 machten Sie etwa die Hälfte der Fußtruppen aus. Später sank ihre Zahl auf etwa ein Drittel ab.

Pikeniere waren leicht gepanzert (Harnisch und Helm). Im Laufe des Krieges legten sie diesen Schutz wegen der Beweglichkeit und der Kosten jedoch immer mehr ab.

Figurine eines Pikeniers

Originalteile:

Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nrn. A 953 (Pike), N 1323 (Birnhelm), A 1084 (Brust), A 1013 (Schwert), A 11729 (Rücken)

Reproduktionen:

Kopf (Wilhelm Knies), Schwertscheide, Handschuhe, Textilien und Schuhe (Kurbairisches Dragonerregiment Johann Wolf e.V.)



Harnisch für einen Pikenier

Pikeniere waren nur mit einer leichten Schutzausrüstung versehen.

Sie bestand lediglich aus einer Schützenhaube oder einem Birnhelm und einem einfachen Harnisch aus Kragen, Brust- und Rückenstück sowie kurzen Beintaschen. Die ganze Rüstung wog etwa 7,5 kg. Sie hatte eine geringe Metallstärke und bot somit nur relativ wenig Schutz.

Pikenerharnisch und Sturmhaube, deutsch, um 1600, Stahl, Messing, Leder, Harnisch mit Beintaschen (ohne Helm) Höhe 63 cm, Breite 62 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nrn. A 1086 (Brust mit Beintaschen und Rücken), A 4375 (Achselkragen), A 4520 (Helm)



Spieß Eisen

Eine Pike besteht nur aus einer eisernen Spitze mit einem vier bis fünf Meter langen hölzernen Schaft.

Am Spieß Eisen wurden seitlich lange Eisenbänder angeschmiedet. Mit diesen wurde die Spitze am Schaft befestigt. Damit sollte verhindert werden, dass ein Gegner das Eisen mit einem Schwerthieb vom Schaft abtrennen konnte.

Hier sind beide Bänder abgebrochen, die noch vorhandenen Reste wurden angelötet.

Spieß Eisen, deutsch, 16./17. Jahrhundert,
Eisen, Holz, Länge 33,3 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. N 5286



Fußknechtsschwert

Pikeniere trugen für den Nahkampf ein Schwert oder einen Degen, um sich verteidigen zu können.

Die Qualität dieser Blankwaffen war sehr verschieden. Offiziere führten in der Regel Degen mit besser verarbeiteten Klingen. Jedoch konnten auch einfache Soldaten hochwertigere Blankwaffen erbeuten.

Dieses Fußknechtsschwert ist relativ einfach gestaltet und leicht (820 g). Die Hand wurde nur von einem Bügel und einer kurzen Parierstange geschützt.

Fußknechtsschwert, deutsch, Ende 16. Jahrhundert, Stahl, Holz, Gesamtlänge 104 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 1021



Gefecht im Dreißigjährigen Krieg

Schlachten und Gefechte waren ein beliebtes Motiv von Malern des 17. Jahrhunderts. Diese fiktive Darstellung entstand während des Dreißigjährigen Krieges.

Die dargestellte Szene zeigt den Angriff von Reiterei auf Pikenträger. Ein Kürassier setzt gerade zum Schwerthieb an. Die Fußknechte sind teilweise mit Helmen und Harnischen ausgerüstet. Einige sind bereits unter die Hufe der stürmenden Pferde geraten, andere wenden sich zur Flucht. Der Fahnenträger in der Mitte des

Bildes trägt ein Banner mit Blumenmuster. Die Ähnlichkeit der Szene mit der Inszenierung in der Raummitte ist ein Zufall. Das Gemälde wurde erst nach der Fertigstellung der Figurengruppe im Kunsthandel erworben.

Gefecht im Dreißigjährigen Krieg, Gemälde von Jan Martszen de Jonge, vor 1647, Öl auf Holz, 56,5 x 72,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0195-2018



Der Kürassier

Berittene Truppen machten zwischen einem Viertel und der Hälfte der Feldarmeen aus. Wegen ihrer größeren Beweglichkeit waren sie für die entscheidenden Bewegungen verantwortlich.

Der Kürassier trug zu Beginn des Krieges noch einen Dreiviertelharnisch, der ihn bis zu den Knien schützte. Seine Panzerung nahm im Laufe des Krieges aber immer mehr ab, da sie teuer war, schwer ersetzt werden konnte und mit einem Gewicht von 25-30 kg unbequem war. Gegen feindliches Feuer bot sie jedoch durchaus noch einen gewissen Schutz. So waren das Brust- und das Rückenstück meist „schussfest“, d.h. sie konnte von einer Pistolenkugel aus einer Entfernung von 25 m nicht durchschlagen werden.

Die Bewaffnung des Kürassiers bestand aus einem langen schwerem Degen und zwei Radschlosspistolen.

Figurine eines Kürassiers

Originalteile:

Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nrn. A 11631 (Helm), A 11768, A 791, A 11737, A 11696, N 5011, N 5012, N 5013 (Harnisch), A 11709 (Handschuhe), A 5415 (Schwert)

Reproduktionen:

Handschuhe (Leder), Stiefel (Replik aus dem Jahr 1886), Textilien



Radschlosspistolen

Zur Bewaffnung der Kürassiere gehörten neben dem Degen noch zwei Radschlosspistolen.

Da mit einer brennenden Lunte zu Pferde schlecht zu hantieren war, bot sich die Technik der Radschlösser für Reiterwaffen an. Sie waren jedoch teuer und sehr stör anfällig.

Der Schwefelkies zur Erzeugung der Zündfunken rieb sich schnell ab. Eine zuverlässige Zündung war damit nicht immer gewährleistet. Deshalb nahm man ins Gefecht stets zwei Pistolen mit. Verwendet wurde die Radschlosspistole nor-

malerweise nur für Schüsse aus einer Entfernung von weniger als 20 m.

Um das Schloss zu spannen, war ein spezieller Schlüssel nötig. Für den langwierigen Ladevorgang mussten sich die Reiter immer wieder aus der Reichweite des Gegners zurückziehen.

Zwei Radschlosspistolen, deutsch, 1. Hälfte 17. Jahrhundert, Birnbaumholz, Eisen, Stahl, Länge je 64 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nrn. A 852 (oben) und A 853



Holster für Radschlosspistolen

Radschlosspistolen wurden beiderseits des Sattelknaufs in passenden Holstern mitgeführt.

Die aus Leder gefertigten Futterale ermöglichten es dem Reiter, die Waffe unkompliziert und schnell zu ziehen. Manchmal waren an den Holstern auch Klappen aus

Stoff oder Leder befestigt, um die Pistolen vor Nässe zu schützen.

Holster für Radschlosspistolen, deutsch(?), 17. Jahrhundert, Rindsleder, Länge je 42 cm Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nrn. A 831 und A 832



Pappenheimer Harnische

Die Sammlung von Dreiviertelharnischen aus der Frühzeit des Dreißigjährigen Krieges ist einzigartig im deutschsprachigen Raum.

Anders als die kunstvollen Rüstungen des 15. und 16. Jahrhunderts, stellen derartige Harnische nur noch ein roh gearbeitetes Massenprodukt dar.

Zum besseren Schutz gegen Rost schwärzte man sie mit Leinöl. Die geschlossene Sturmhaube und die schwarze Farbe ver-

liehen ihnen ein bedrohliches Aussehen. Das Gesamtgewicht einer derartigen Rüstung beträgt etwa 21 kg. Man bezeichnete diese Art von Harnisch auch als Pappenheimer – nach dem Reitergeneral Gottfried Heinrich zu Pappenheim (1594-1632).

Neun Dreiviertelharnische, deutsch, um 1620, Stahl, Eisen, Leder, Höhe mit Helm 137 cm (je nach Zusammenstellung der Stücke variierend) Bayerisches Armeemuseum, diverse Inv.-Nrn.





Feldbinde

Um die feindlichen Parteien auseinanderhalten zu können, nutzte man als Erkennungszeichen unter anderem farbige Feldbinden (Schärpen).

Eine einheitliche Uniformierung entstand in den Heeren der Frühen Neuzeit erst nach dem Dreißigjährigen Krieg.

Kaiserliche Truppen trugen fast immer rote Schärpen. Bei den anderen Kriegsparteien war dies weniger einheitlich. Bayerische Truppen nutzten mehrfach weiß-

blaue, bei den schwedischen Einheiten kamen überwiegend blaue Feldbinden zum Einsatz.

Diese aus Wollstoff gefertigte Schärpe wurde über die Schulter gelegt oder um den Leib geschlungen. Sie war ursprünglich wohl grünblau.

Feldbinde, deutsch(?), 17. Jahrhundert,
Wollstoff, Länge 251 cm, Breite 32 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. N 5109



Stoßdegen

Diese Art von Stoßdegen, manchmal auch als Rapier bezeichnet, war neben den Pistolen die Hauptwaffe der Kürassiere.

Mit ihrem Gewicht von etwa 1,5 kg konnten diese Waffen auch eine erhebliche Schlagkraft entwickeln.

Die Marke auf der Klinge kann dem Klingenschmied Wolfgang Stantler zugeordnet werden. Die Stantlers waren über mehrere Generationen spezialisierte Handwerker in München.

Neben der Herstellermarke wurden später auch die Buchstaben „HZ“ für Hauptzeug-

haus eingeschlagen. Somit ist diese Blankwaffe als alter bayerischer Zeughausbestand zu identifizieren. Allein im Depot des Armeemuseums haben sich Dutzende solcher Stücke erhalten. Sie wurden massenhaft produziert.

Stoßdegen, süddeutsch (München), 1600-1620, Stahl, Eisen, Gesamtlänge 101,3 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 11848



Das Pferd

Um 1600 waren die Pferde kleiner als heute, aber sehr kräftig. Sie mussten neben dem Reiter auch seine schwere Ausrüstung (Sattel, Harnisch, Waffen) mit einem Gewicht von über 100 kg tragen.

Für das hier gezeigte Tier stand ein „Lusitano“ Vorbild, eine Pferderasse, die den Pferden der schweren Kavallerie der damaligen Zeit entspricht. Es kamen jedoch bei weitem nicht nur reinrassige Pferdetypen zum Einsatz, denn im Verlauf des Dreißigjährigen Krieges wurde es immer schwieriger, in ausreichender Zahl geeignete Tiere zu finden oder zu requirieren. So griff man auf alle verfügbaren Pferde zurück.

Auch das war ein Grund, weshalb die Panzerung der Reiter immer mehr abnahm, da untrainierte oder schwächere Tiere die Last nicht ausdauernd genug tragen konnten.

Skulptur eines Pferdes

Originalteile:

Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nrn. A 7614 (Trense), A 1183 (Steigbügel), A 1177 und A 1199 (Lederholster für Pistolen)

Reproduktionen:

Pferdeskulptur (Wilhelm Knies), Zaumzeug, Riemen für Steigbügel, Sattel und Satteltgurt (Werkstätten des Bayerischen Armeemuseums, Cornelia Koch, sowie Leder Art & Design Ulrike Brandstetter), Pistolen (Armin König)



Zaumzeug

Das mit Buntmetall verzierte Zaumzeug stammt aus der Sammlung des Münchner Historienmalers Frank Kirchbach. Die zugehörige Trense ist an der Pferdeskulptur zu sehen.

Zaumzeug, deutsch, um 1700 (teilweise ergänzt),
Leder, Buntmetall, Länge ca. 80 cm, Breite ca. 40 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 7614



Dragonersattel

Die Sättel des 17. Jahrhunderts hatten zwei so genannte Galerien. Sie boten dem Reiter einen besseren Halt, wenn er sich seitlich zum Hieb herauslehnte.

Die Sitzfläche dieses Stückes ist für gepanzerte Reiter zu kurz. Es handelt sich um einen Sattel für Dragoner, die keine Panzerung trugen. Dieser Sattel ist aus Rindsleder gefertigt, das mit gegerbter Schweinehaut verstärkt wurde. Die Bodenfläche ist mit Schilfhalmern und Baumwolle gefüt-

tert, der Aufbau mit Rosshaar gefüllt. An diesem Exemplar sind keine Spuren eines Gurtes oder Steigbügels erkennbar. Vielleicht wurden diese über die Sattelfläche gezogen.

Sattel für Dragoner, deutsch, 17. Jahrhundert, Leder, Rosshaar, Schilf, Baumwolle, Metall, Länge 64 cm, Breite 80 cm, Höhe 40 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 505



Piketpfahl

Piketpfähle, an denen die Pferde überall leicht angepflockt werden konnten, gehörten zum Gepäck der Truppen.

Pferde waren in den alten Armeen eine extrem wichtige Ressource. Als Reit-, Zug- und Tragtiere kamen sie vielseitig zum Einsatz.

Angeblich wurde dieser Pfahl bei Ingolstadt gefunden. Dies könnte auf die Verwendung während der schwedischen Beschießung der Stadt im April/Mai 1632 hinweisen. Metallfuß und -öse legen die Vermutung nahe, dass dieses Stück längerfristig im Einsatz war. Das wertvolle Metall hätte man anderenfalls nicht für einen derartigen Zweck „verschwendet“.

Piketpfahl, süddeutsch(?), 17. Jahrhundert,
Holz, Eisen, Länge 136 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. N 5105





Der Musketier

Die Musketiere mit ihren schweren Musketen führten den Feuerkampf. Die Waffe gab diesen Einheiten ihren Namen. Der Ladevorgang dauerte lange. Die Treffgenauigkeit und Durchschlagskraft nahmen bei steigender Distanz stark ab.

Für die 4,5 bis 7 kg wiegenden Feuerwaffen war eine Stützgabel nötig, um sie abfeuern zu können. Im Laufe des Krieges wurden sie jedoch immer leichter. Im Nahkampf konnte der Kolben der Gewehre oder ein kurzer Säbel bzw. Schwert genutzt werden. Musketiere waren normalerweise ungepanzert und somit im Nahkampf der Kavallerie unterlegen, wenn sie ihre Musketen abgefeuert hatten. In diesem Fall zogen sie sich meist hinter die Pikeniere zurück, wo sie einigermaßen geschützt nachladen konnten. Löste sich die Formation von Pikenieren und Musketieren auf, konnte die Reiterei unter ihnen ein Blutbad anrichten.

Figurine eines Musketiers

Originalteile:

Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nrn. A 936 (Bandelier), A 8207 (Musketengabel), A 1099 (Muskete), A 1019 (Schwert)

Reproduktionen:

Kopf und Hände (Wilhelm Knies), Schwertscheide und Textilien (Kurbairisches Dragonerregiment Johann Wolf e.V.), Filzhut mit Feder, Schuhe



Filzhut und Hirnhaube

Fußsoldaten waren zu Beginn des Krieges manchmal noch mit einem Helm ausgerüstet. Die Musketiere legten diesen Schutz jedoch bald ab und trugen nur mehr einen Filzhut.

Objekte aus Stoff sind aus dieser Zeit sehr selten. Meist haben sie sich aufgrund von Schädlingsbefall nicht erhalten oder wurden aufgetragen.

Ein Hut bot keinen Schutz gegen Hiebe mit Blankwaffen oder gegen Beschuss, schützte aber vor Regen und Sonne. So überwogen praktische Überlegungen, auch

wenn häufig Federn als modische Zutat verwendet wurden.

Unter dem Hut wurden vereinzelt eiserne Hutkreuze oder Hirnhauben getragen. Mit ihnen hoffte man den Kopf vor Schwert- hieben zu schützen.

Schlapphut, deutsch(?), Anfang 17. Jahrhundert, Filz, Durchmesser 42,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 1161

Hirnhaube, deutsch, 16. Jahrhundert, Stahl, Höhe 11 cm, Breite 21 cm, Tiefe 23 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 11598



Schwert

Um sich im Nahkampf verteidigen zu können, trugen die Musketiere leichte Schwerter oder Degen als Seitenwaffe.

Nach dem Abfeuern der Muskete waren die Musketiere ungeschützt. Bis zum Nachladen konnten sie sich nur mit dem Kolben ihres Gewehrs oder mit der kurzen Blankwaffe zur Wehr setzen. Dieses Stück ist mit 755 g sehr leicht.

Schwert, deutsch, 17. Jahrhundert,
Stahl, Holz, Leder, Gesamtlänge 94,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 1012



Muskete mit Stützgabel

Luntenschlossmusketen waren wie alle militärischen Feuerwaffen der Frühen Neuzeit Vorderlader.

Man schüttete das Schwarzpulver von vorne in den Lauf und verdämmte die Bleikugel mit einem Papier oder Stofffläppchen. Um die Ladung im Lauf zu zünden, musste eine kleine Menge Pulver am Zündloch zur Explosion gebracht werden. Dazu diente der Hahn mit einer glimmenden Lunte, die beim Abzug auf das Pulver gedrückt wurde.

Das Luntenschloss war zwar wenig stör anfällig, jedoch nicht zuverlässig und manchmal gefährlich. Funkenflug von der glimmenden Lunte konnte das Pulver

frühzeitig zünden, bei Regen die Lunte verlöschen.

Das Gewicht einer Muskete lag zu Beginn des Krieges bei über 7 kg. Aus diesem Grund war ein Schuss nur möglich, wenn eine Stützgabel verwendet wurde. In der freien Hand konnte die Waffe nicht ruhig genug gehalten werden. Später wurden die Gewehre leichter.

Luntenschlossmuskete, deutsch, ca. 1600-1650,
Eisen, Buchenholz, Länge 140,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 1100

Musketengabel, deutsch, um 1600,
Eisen, Holz, Länge 145,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 414



Pulverflasche

Jeder Schütze führte in einer Pulverflasche eine Reserve an Schwarzpulver mit sich.

Schwarzpulver sollte aus etwa 100 Teilen Salpeter, 15 Teilen Kohle und 12 bis 15 Teilen Schwefel bestehen. Die Menge, das Mischungsverhältnis und die Körnung hatten Auswirkung auf das Schussergebnis. Für einen Schuss wurde etwa die Hälfte des Gewichts des Projektils benötigt.

Es ist heute schwer zu beurteilen, wie effektiv die damaligen Schusswaffen wa-

ren, da hierfür die Qualität des Pulvers wesentlich war.

Da Schwarzpulver ein Naturprodukt ist, war jede Lieferung von unterschiedlicher Qualität. So prüfte man im Feld die Güte jedes Fasses, um zu beurteilen, wie viel Pulver für einen Schuss verwendet werden sollte.

Pulverflasche, deutsch, 1. Hälfte 17. Jahrhundert, Holz, Eisen, Samt, Höhe 26,5 cm, Breite 21 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 6250



Bandelier

An einem Schulterriemen, dem Bandelier, führte der Musketier alles mit sich, was für das Laden der Muskete nötig war: vorbereitete Pulverladungen, einen Kugelbeutel und die Pulverflasche.

Bei schlechter Witterung mussten die Schützen diese Behältnisse unter der Kleidung vor Nässe schützen. In den kleinen Holzbüchsen befand sich die genau abgemessene Pulverladung für jeweils einen Schuss. Im Kugelbeutel steckten die Bleikugeln, die von den Schützen selbst

gegossen wurden. Zudem führten sie ein kleines Fläschchen mit sich, in dem feines Schwarzpulver, das Zündkraut, enthalten war. Dieses „Mehlpulver“ war reaktions-schneller als das normale Schwarzpulver. Es war somit für die Zündung besser geeignet.

Bandelier mit Kugelbeutel, süddeutsch,
1. Hälfte 17. Jahrhundert,
Leder, Holz, Länge ca. 85 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 938



Lederkoller

Robuste Lederkoller aus dickem Leder hatten eine gewisse Schutzfunktion gegen Hiebe und Schnitte.

Dieser aus Leder gefertigte Koller mit kurzen angenähten Schößen stammt aus der Frühzeit des Dreißigjährigen Krieges. Die ursprüngliche Schnürung ist nicht mehr erhalten. Sie war aber nur eine modische Zutat. Verschlussen wurde dieses Kleidungsstück mit Haken und Ösen.

Lederkoller, deutsch(?), um 1620,
Leder, Metall, Höhe ca. 56,5 cm, Breite ca. 57 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 946



Offizier im Lederkoller

Dieses Portrait entstand 1634. Der Dargestellte war zu diesem Zeitpunkt 37 Jahre alt. Die rote Feldbinde über dem Wams aus gelbem Leder könnte auf seine Zugehörigkeit zu den kaiserlichen Truppen hindeuten.

Helm und Kommandostab auf dem Tisch weisen ihn als Offizier aus. Das aufwändig gearbeitete Hemd und der aufliegende Spitzenkragen zeugen von Reichtum und Standesbewusstsein.

Das Wappen konnte bislang nicht entschlüsselt werden. Nach den Unterlagen

des Museums handelt es sich bei dem Portraitierten um Oberst Sebastian von Bauer. Dies ist jedoch bislang nicht zu belegen.

Das Gemälde war im 19. Jahrhundert Bestandteil einer Privatsammlung in Bamberg. 1923 kam es über das Bayerische Nationalmuseum in das Armeemuseum.

Oberst Sebastian von Bauer(?), 1634,
Öl auf Leinwand, 60,5 x 45 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 6290



Schlacht bei Nördlingen 1634

Am 5. und 6. September 1634 fand bei Nördlingen eine Schlacht statt, bei der die Schweden unterlagen. Dies hatte weitreichende Folgen, führte jedoch nicht zu einem dauerhaften Frieden.

Nach dem Tod des schwedischen Königs Gustav Adolph in der Schlacht bei Lützen 1632 war sein Heer immer mehr geschwächt worden. Die Schweden unterlagen bei Nördlingen den vereinigten Heeren Kaiser Ferdinands II., des spanischen Königs Philipps IV. und des bayerischen Kurfürsten Maximilian I.

Als Folge kam es zum Prager Frieden von 1635, der Hoffnung auf eine dauerhafte Beilegung der Kämpfe machte. Allerdings fürchtete Frankreich eine zu starke Stel-

lung des Kaisers im Reich und trat an der Seite Schwedens in den Krieg ein. So kam es erst 13 Jahre später zu einem dauerhaften Friedensschluss.

Das Gemälde zeigt eine hügelige Landschaft, auf der die Kämpfenden weit verteilt in Gruppen aufeinandertreffen. Im Vordergrund ist der unvermeidliche Feldherrnhügel zu erkennen, von dem aus eine Gruppe von Offizieren die Schlacht verfolgt. Die roten Feldbinden könnten auf kaiserliche Truppenführer hinweisen.

Schlacht bei Nördlingen, bayerisch(?), nach 1634, Öl auf Leinwand, 102 x 168 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 6280



Schlacht am Weißen Berg

Vermutlich schuf Pieter Snayers (1597-1667) dieses Gemälde der Schlacht am Weißen Berg bei Prag (8. November 1620). Das Bild zeigt eine Hügellandschaft mit den aufeinander prallenden Gegnern. Die Schlacht zwischen den katholischen Armeen und den aufständischen Böhmen war eines der bedeutendsten Gefechte des Krieges.

Im Mittelgrund ist eine vierspännige Kutsche zu erkennen. Ihr voraus reitet in schwarzem Harnisch und mit rotem Federbusch Herzog Maximilian von Bayern. Er wird von Gardesoldaten zu Fuß begleitet.

Im Gegensatz zu Snayers großformatiger Darstellung werden hier nicht verschiedene Momente der Schlacht gezeigt. Der Künstler stellt im Gegenteil den Wendepunkt des Geschehens dar, als die Truppen des Winterkönigs Friedrich von der Pfalz in Richtung Prag fliehen.

Schlacht am Weißen Berg, Gemälde von Pieter Snayers(?), um 1620/1630, Öl auf Leinwand, 40,7 x 67,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 10756



Falkonett

Leichte Geschütze wie dieses Falkonett kamen ab etwa 1630 verstärkt zum Einsatz. Die Artillerie wurde dadurch beweglicher. Ein Stellungswechsel von schweren Geschützen war im laufenden Gefecht kaum möglich. Dagegen waren die leichten Geschütze in der Lage, der Infanterie zu folgen.

Das hier gezeigte Rohr verschoss Eisenkugeln mit einem Durchmesser von etwa 3,3 cm. Das Gewicht des 18,42 kg schweren Rohres wurde schon bei der Herstellung eingraviert: 33 Pfund, 12 Loth. Daraus er-

rechnet sich ein Pfundgewicht von 551,8 g, was dem historischen bayerischen und österreichischen Pfund recht nahe kommt: 560 g. Das legt eine Anfertigung des Rohres in Bayern oder Österreich nahe. Es wird auf einer Lafette gezeigt, die für den Einsatz in Festungen gedacht war.

Falkonett, deutsch, 1613,
Stahl, Eisen, Holz, Rohrlänge 195 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nrn. D 199 (Rohr)
und D 40 (rekonstruierte Lafette)

3. August 1645 Die Schlacht von Alerheim

Am 3. August 1645 fand bei dem kleinen Dorf Alerheim in der Nähe von Nördlingen eine der blutigsten Schlachten des Dreißigjährigen Krieges statt. An diesem Tag kamen hier zwischen 5000 und 10.000 Soldaten ums Leben.

Die bayerisch-kaiserliche Armee stand unter dem Oberbefehl Franz von Mercys, die gegnerischen französischen Truppen wurden vom Herzog von Enghien, dem „großen Condé“, befehligt. Trotz der guten Stellung der Bayern griffen die Franzosen an und erlitten schwere Verluste. Dennoch gelang es ihnen, die Schlacht für sich zu entscheiden. Der Tod Mercys hatte wohl die entscheidende Wendung herbeigeführt.

Die hohen Verluste der Franzosen und ihrer Verbündeten (Weimar und Hessen) führten dazu, dass sie nicht nach Bayern eindringen konnten. Somit hatten die Kämpfe bei Alerheim nicht den gewünschten Erfolg für die Franzosen.



Ausschnitt aus: „Abbildung des Haupt Treffens zwischen den Chur Bayrischen, vnd Französischen Armeen, bey Allerheim geschehen“, Kupferstich von 1645, vollständiges Bild: 28 x 36,6 cm Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 1290

2008

Das Massengrab von Alerheim

2008 wurde bei Ausgrabungen nahe Alerheim ein Massengrab mit hunderten von Menschenknochen gefunden. Es handelt sich dabei um Tote aus der Schlacht vom 3. August 1645.

Das Grab liegt in einem Bereich, in dem die bayerische Kavallerie unter Jan van Werth die französischen Fußtruppen angriff und überrannte. Die Toten der Schlacht wurden zunächst nicht bestattet, sondern lagen mehr als sechs Wochen in der heißen Augusthitze unter freiem Himmel. Als sie schließlich von vier Freiwilligen beerdigt wurden, geschah dies wegen des Zustands der schon stark verwesten Leichen in mehreren Massengräbern verteilt über das Schlachtfeld.

Wissenschaftliche Untersuchungen der Gebeine ermöglichen es heute, Aussagen zu Sterbealter, gesundheitlichen Belastungen und Verletzungen der Toten zu treffen.

Detail des Massengrabs bei der Ausgrabung
(Foto: Grabungsfirma ADV)





Vorerkrankungen

Dieses Schienbeinfragment (Tibia) weist großflächige entzündliche Auflagerungen durch eine Knochenhautentzündung (Periostitis) auf. Sie hat sich zu einer massiven Knochenmarkentzündung ausgeweitet (Osteomyelitis).

Derartige Entzündungen sind äußerst schmerzhaft und führten vermutlich häufig dazu, dass die Bewegungsfähigkeit stark gestört war. Entzündungen der Knochenhaut können beispielsweise durch Überbelastung oder eine bakterielle Infektion hervorgerufen werden. Lange Märsche könnten eine Ursache für derar-

tige Erkrankungen gewesen sein. Denkbar wäre jedoch auch eine Verletzung oder Verwundung, die zu einer Geschwürbildung führte. Der Befund zeigt auf jeden Fall, dass sich die Soldaten trotz Schmerzen in das Gefecht schleppten.

Schienbeinfragment mit Entzündungen (oben) und gesunder Vergleichsknochen (unten), 29 x 5 cm bzw. 38 x 6 cm
Leihgaben der Staatssammlung für Anthropologie und Paläoanatomie München
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nrn. L 7086 und L 7085 (Vergleichsknochen)



Altersbestimmung

An diesem rechten Oberschenkelfragment ist zu erkennen, dass der Gelenkkopf (Epiphyse) noch nicht verwachsen ist. Erst im Alter von 16 bis 19 Jahren verwächst dieser komplett. Dieses Individuum war bei seinem Tod also noch jünger.

Bei den 61 untersuchten Skeletteilen aus dem Massengrab von Alerheim konnte festgestellt werden, dass über 50 von jungen Männern unter 25 Jahren stammten, 17 sogar von Personen zwischen 13 und 20 Jahren. Damit lag das Durchschnittsalter der Toten dieses Grabes bei 21 bis 25 Jah-

ren. Dies stützt die Erkenntnis aus schriftlichen Quellen, dass die Soldaten im Verlauf des Krieges immer jünger wurden. Man konnte in der Endphase des Krieges auch auf Teenager als Soldaten nicht verzichten.

Oberschenkelfragment eines Erwachsenen (oben) und eines Jugendlichen (unten),
5,5 x 5 cm bzw. 9 x 5,5 cm
Leihgaben der Staatssammlung für Anthropologie und Paläoanatomie München
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. L 7083



Nichttödliche Hiebverletzung

Einige Soldaten weisen Verletzungen auf, die deutlich früher entstanden und überlebt wurden. An diesem Schädelfragment sind Spuren einer unverheilten Hiebverletzung zu erkennen. Bei einigen Stücken ist auch Knochenwachstum um derartige Verwundungen identifizierbar, das auf einen Heilungsprozess zurückzuführen ist. Derartige Verletzungen waren also nicht immer tödlich und wurden manchmal überlebt.

An mehreren Skelettteilen wurden solche nicht vollständig verheilten Wunden entdeckt.

Fragment eines Schädelknochens mit nichttödlicher Hiebverletzung, Breite 17,5, Höhe 7 cm
Leihgabe der Staatssammlung für Anthropologie und Paläoanatomie München
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. L 7087



Tödliche Hiebverletzung

Es ist nur in wenigen Fällen möglich, aufgrund von Verletzungen an einem Knochen auf eine Todesursache zu schließen. Häufig führten der Blutverlust oder die Verletzung lebenswichtiger Organe zum Tod. An diesem Schädel liegt eine solche massive Hiebverletzung vor (unten rechts). Sie führte zur Abplatzung eines Teils der Schädeldecke und bedeutete eine Verletzung des Gehirns, die mit Sicherheit tödlich war.

Viele der Leichen aus dem Massengrab von Alerheim weisen Hiebverletzungen

am Kopf auf, die teilweise tödlich waren. Die Art und Position der Hiebe stützt die These, dass es sich bei den Toten um Opfer eines Reiterangriffs handelte.

Fragment eines Schädelknochens mit tödlicher Hiebverletzung, Breite 15 cm, Höhe 14 cm
Leihgabe der Staatssammlung für Anthropologie und Paläoanatomie München
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. L 7084



Tödliche Schussverletzung

Mit den Vorderladerwaffen des Dreißigjährigen Krieges waren gezielte Schüsse kaum möglich. Dennoch ist an diesem linken Schädelfragment eine tödliche Schussverletzung mit rundlichem Einschussloch deutlich zu erkennen.

Falls der Schuss durch feindliche Musketiere oder Reiter abgefeuert wurde, muss der Kämpfer sich im Nahkampf seitlich weggedreht haben. Das ist durch-

aus denkbar. Andererseits könnte es sich in diesem Fall jedoch auch um Beschuss durch eigene Truppen („friendly fire“) gehandelt haben.

Schädelknochenfragment mit Einschussloch,
Breite 17,5 cm, Höhe 16 cm
Leihgabe der Staatssammlung für Anthropologie
und Paläoanatomie München
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. L 7088



Johann von Werth

Johann Werth wurde 1591 als Sohn eines Bauern im Niederrheingebiet geboren. Während des Krieges gelang ihm der Aufstieg zu einem der bekanntesten Reitergeneräle seiner Zeit.

Werth war um 1610 als Söldner in die Dienste der spanischen Armee unter General Ambrosio Spinola eingetreten. In der Kavallerie arbeitete er sich bis zum Offizier hoch – eine für die damalige Zeit außergewöhnliche Karriere.

Er nahm an vielen Gefechten des Krieges teil. So war er am Weißen Berg 1620, bei Nördlingen 1634, Jankau 1645 und Alerheim 1645 dabei. Die Jahre 1638 bis 1642 verbrachte er in französischer Gefangenschaft, bevor er gegen den schwedischen General Gustav Graf Horn ausgetauscht

werden konnte. Der Kaiser erhob ihn 1634 zum Freiherrn, 1644 wurde er zum General befördert.

Werth überlebte das Kriegsende nur drei Jahre und starb im Januar 1652 im böhmischen Benatek.

Das Gemälde von 1635 zeigt ihn mit einem Lederkoller und einer roten Schärpe. Die Silberborten an seinen Ärmeln und der weiße Spitzenkragen deuten auf seinen schon damals hohen Rang als Freiherr und Feldmarschallleutnant hin.

Johann von Werth, bayerisch(?), 1635,
Öl auf Leinwand, 67,5 x 55 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 6848



Die Schlacht am Weißen Berg

Am 8. November 1620 fand am Weißen Berg bei Prag eine der folgenreichsten Schlachten des Dreißigjährigen Krieges statt. Die katholischen Armeen trafen hier auf die aufständischen Böhmen.

Im Vordergrund erkennt man die aufmarschierenden katholischen Armeen, im Mittelgrund prallen die gegnerischen Fronten aufeinander, während im Hintergrund die böhmischen Soldaten ungeordnet nach Prag flüchten.

Das Gemälde von Pieter Snayers (1592-1667) zeigt somit mehrere Momente der Schlacht gleichzeitig. Nach einem Gemäldeinventar von 1770 malte Snayers nur die Figuren, während die Landschaft von Jan Brueghel stammt.

Interessant sind die Details des Gemäldes. Wie in einem Wimmelbild entdeckt man immer neue Figuren, Szenen oder Objekte, so etwa mehrere Mönche auf katholischer Seite oder tote Pferde und Soldaten, über die die Schlacht hinweggezogen ist.

Wie in vielen barocken Schlachtengemälden wird das Geschehen so gezeigt, als würde es von einem steilen Hügel im Vordergrund aus beobachtet. Diese Geländeerhöhung wird auch als Feldherrnhügel bezeichnet. Es gab sie jedoch vielfach gar nicht. Auf dem realen Schlachtfeld vor Prag müsste hier eigentlich der tiefste Punkt des Geländes sein. Gut erkennbar ist eine Figur mit ausgestrecktem Arm und blauer Feldbinde. Hier könnte es sich um Herzog Maximilian von Bayern handeln.

Über der Schlachtendarstellung schwebt Fama, die römische Göttin des Ruhmes. Sie hält ein Blatt mit einer lateinischen Inschrift. Sinngemäß wird hier Folgendes berichtet: Kaiser Ferdinand II. besiegte am 8. November 1620 den in Böhmen eingedrungenen Pfalzgrafen Friedrich auf den Feldern vor Prag. Dies geschah durch die Führung Herzog Maximilians von Bayern und des Grafen Bucquoy.

Schlacht am Weißen Berg, Gemälde von Pieter Snayers, um 1620/1630, Öl auf Leinwand, 149 x 226 cm
Leihgabe der Bay. Staatsgemäldesammlungen
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. L 6219



1663 – 1792 „Türkenkriege“

Das Osmanische Reich entwickelte sich seit dem Mittelalter zu einer expandierenden militärischen Großmacht. Spätestens mit der Eroberung Konstantinopels im Jahre 1453 wurde es zu einem Konkurrenten der europäischen Staaten im Mittelmeerraum und im südöstlichen und östlichen Europa, was zu einer langen Reihe von Kriegen führte.

Seit dem 16. Jahrhundert stieß seine Expansion auf das Königreich Ungarn und die Länder der Habsburgerdynastie im Südosten des Heiligen Römischen Reiches. Dadurch wurden auch das Reich und die anderen deutschen Staaten in die Kriege gegen die Osmanen hineingezogen.

Auch kurbayerische Truppen kämpften auf diesem Kriegsschauplatz. Kurfürst Max Emanuel erwies sich in mehreren Feldzügen als begabter und erfolgreicher Feldherr, was ihm bei seinen osmanischen Gegnern den Beinamen „der blaue König“ eintrug.

Die Vorstöße osmanischer Heere wurden für Kaiser und Reich mehrfach zu einer ernstesten Bedrohung. Die Abwehrkriege gegen die „Türken“ mussten oft gleichzeitig mit anderen Konflikten im Westen geführt werden, denn König Ludwig XIV. von Frankreich versuchte die bedrängte Situation des Kaisers zu seinen Gunsten auszunutzen.

Mit der vergeblichen Belagerung von Wien im Jahre 1683 erreichte die osmanische Expansion nach Westen zwar ihren Höhepunkt, doch kam es noch bis weit

Ausschnitt aus: Max Emanuel als Sieger über die Osmanen, Kupferstich nach 1683
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0024-2017

in das 18. Jahrhundert zu Auseinandersetzungen mit wechselnden Erfolgen und Rückschlägen für beide Seiten. Erst nach 1768 wurden die Osmanen von Österreich und ihrem anderen großen Widersacher, Russland, dauerhaft abgedrängt.

Bis dahin blieben die Osmanen für die „westlichen“ Armeen ein gleichwertiger Gegner. Zahlenmäßig waren ihre Heere den europäischen Truppen meist überlegen. Ihre Logistik, also die Heeresversorgung und der Nachschub, war im osmanischen Reich weit besser organisiert als in den europäischen Staaten der Frühen Neuzeit.

Die Stärke der europäischen Truppen lag in ihrer taktischen Geschlossenheit in der offenen Feldschlacht. Doch gingen diese Vorteile oftmals im weiteren Kriegsverlauf verloren, wenn ihre Armeen sich durch Hunger und Krankheiten geschwächt zurückziehen mussten. Auch hinsichtlich der Bewaffnung kann man nicht von einer entscheidenden technischen Unterlegenheit der Osmanen sprechen. In der Produktion von Geschützen und Handfeuerwaffen fielen sie erst im 18. Jahrhundert hinter die europäischen Staaten zurück. Außerdem zeigte sich, dass traditionelle Waffen wie Pfeil und Bogen, die hier teilweise noch verwendet wurden, in der Hand geübter Kämpfer sehr wirkungsvoll waren. Es waren letztlich vor allem politische und strukturelle innere Probleme, die das Osmanische Reich seit dem späten 17. Jahrhundert langsam an militärischer Kraft verlieren ließen.

Die Konflikte wurden von beiden Seiten zum Religionskrieg zwischen Islam und Christentum erklärt, doch war dies mehr Propaganda als Realität. Die osmanischen Heere bestanden zum erheblichen Teil aus christlich-orthodoxen Bewohnern der von ihnen beherrschten europäischen Gebiete. In manchen Regionen, namentlich in Ungarn, erschien die eher lockere osmanische Herrschaft keineswegs drückender als eine habsburgische Regierung. Zwischen den Kriegen florierten nicht nur Handelsbeziehungen, sondern auch diplomatische Kontakte. Es kamen Verträge und sogar Bündnisse zustande.

1650-1700 Berufssoldaten

Nach 1650 wurden Truppen zunehmend nicht mehr für einzelne Feldzüge, sondern auf Dauer aufgestellt („Stehende Heere“). Sie konnten nun länger ausgebildet und einheitlich bewaffnet werden.

In Europa wuchs die Bedeutung der Infanterie. Bataillone aus einigen hundert Soldaten bildeten die Grundeinheit für den Einsatz in der Schlacht. Die Zahl der Musketiere wuchs stark an, aber noch bis etwa 1700 mussten Pikeniere sie mit ihren Speißen vor der Kavallerie des Gegners decken. Dieser Schutz war besonders in den „Türkenkriegen“ gegen die starke osmanische Reiterei nötig.

Kavallerie und berittene Infanterie machten einen großen Teil der Armeen aus. Ihre Beweglichkeit war auch für die Versorgung der Truppen wichtig. Die Artillerie war noch immer sehr schwerfällig, so dass im Gefecht nur ganz leichte Geschütze zur Unterstützung der Infanterie mitgeführt werden konnten.

Die europäischen Armeen waren einander sehr ähnlich. Mit den Osmanen trafen sie auf einen anders organisierten, aber gleichstarken Gegner.

Ausschnitt aus: Alain Manesson Mallet, Les Travaux de Mars, troisième et dernière partie, Paris 1672, Kupferstich, 14,5 x 9,5 cm (Sammlung Daniel Hohrath)





Ein gleich starker Gegner

Bewaffnung und Taktik der osmanischen Heere wirken auf den ersten Blick rückständig. Dieser Eindruck täuscht: Sie waren ihren europäischen Gegnern in den meisten Bereichen gleichwertig.

Da neben den Kriegen immer auch ein reger kultureller Austausch stattfand, waren die Feuerwaffen der Osmanen technisch auf dem aktuellen Stand. Manches, wie der krumme Säbel und der leichte Reiterhelm, wurden auch von europäischen Soldaten übernommen.

Lanze, Pfeil und Bogen waren in der Hand geübter Reiterkrieger immer noch sehr wirksame Waffen. Die bewegliche osmanische Kavallerie wurde besonders gefürchtet. Die Infanterie kämpfte nicht in fest geschlossenen Formationen, sie war aber zahlenmäßig meist überlegen und im Nahkampf stark.

Streithammer

Neben Säbeln benutzten die osmanischen Reiter im Nahkampf auch Streithämmer in verschiedenen Formen. Mit ihnen konnten Helme und Panzer durchschlagen werden. Neben ihrer Funktion im Kampf dienten diese Schlagwaffen auch als Standesabzeichen von Anführern und hochgestellten Personen. Vielfach waren sie besonders kostbar verziert und aus hochwertigen Materialien hergestellt. Dieser Streitham-

mer, dessen damaszierter Schlagkopf einem Rabenschnabel ähnelt, zeigt deutliche Gebrauchsspuren.

Streithammer / Streithacke, osmanisch,
17. Jahrhundert, Eisen, Silber, Leder, Holz,
Länge 70,6 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0071-1976



Osmanisches Panzerhemd

Schwere Körperpanzer wie die europäischen Harnische und Kürasse gab es bei den Osmanen nicht. Die schon im Mittelalter verbreiteten Panzerhemden aus geflochtenen dünnen Eisenringen blieben bis in die Neuzeit gebräuchlich.

Das Kettengeflecht schützte zwar nicht vor Geschossen, aber gut vor Schnittverletzungen. Dafür blieb sein Träger sehr beweglich. Die osmanischen Reiter waren mit vielen unterschiedlichen Waffen ausgestattet. So konnten sie mit Säbeln, Lanzen, Wurfspeeren oder als reitende Bogenschützen kämpfen.

Dieses lange Panzerhemd für einen Reiter wurde vermutlich aus Venedig importiert. Es zeugt von den engen Handelsbeziehungen im Mittelmeerraum, die von Kriegen kaum unterbrochen wurden. Das Objekt kam 1904 aus der Kriegsschule der bayerischen Armee in den Bestand des Armeemuseums.

Panzerhemd, osmanisch/venezianisch,
17. Jahrhundert, Eisen, Silber, Länge 110 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 1538



Jatagan

Der Jatagan war eine verbreitete Waffe der osmanischen Fußtruppen. In europäischen Quellen wird sie manchmal auch als „Kopfabstecher“ bezeichnet.

Die charakteristische Form der Schneide ist im hinteren Teil konkav und im vorderen konvex gebogen. Das erleichterte den „ziehenden Schnitt“ mit dieser gefürchteten Waffe.

Jatagan (Yatagan) mit Scheide, kaukasisch / türkisch, Ende 17. Jahrhundert, Eisen, Silbertauschierung, Ebenholz, Messing, Leder, Länge 81,7 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. E 7216



Reflexbogen

Pfeil und Bogen gehörten bis um 1700 immer noch zur Bewaffnung der osmanischen Heere.

Der Reflexbogen konnte mit eingelegter Sehne so stark gespannt werden, dass er gegen seine natürliche Krümmung gebogen wurde. Damit erreichte er Schussweiten von über 800 Metern.

Ein geübter Schütze konnte 20 Pfeile in der Minute abschießen, und dies sogar vom Pferd aus. In dieser Hinsicht war diese tra-

ditionelle Waffe den damaligen Feuerwaffen deutlich überlegen. Ihre Handhabung erforderte aber viel Kraft und langjährige Übung.

Der original erhaltene Bogen ist hier ohne Sehne im entspanntem Zustand zu sehen.

Reflexbogen (entspannt), osmanisch,
17. Jahrhundert, Holz, Horn, Tiersehne,
Birkenrinde, Länge 82 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 1569



Bogenköcher

Neben einem Köcher für die Pfeile war ein spezieller Bogenköcher zum Transport des Reflexbogens unentbehrlich.

Der Bogenköcher ist so geformt, dass ein gespannter Reflexbogen sicher hineingesteckt und schnell herausgenommen werden kann. Dieser aus verschiedenen Lederstücken genähte und mit einem

Dekor in Form von Blütenrispen, Tulpen und Weintrauben verzierte Köcher ist vermutlich tatarischen Ursprungs.

Bogenköcher, osmanisch/tatarisch,
17. Jahrhundert, Leder, Höhe ca. 55 cm,
Breite ca. 30 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 8487



„Türkensäbel“

Der gebogene Säbel war die typische Blankwaffe der osmanischen Heere. Diese Form wurde auch bei ihren Gegnern beliebt.

Als Folge der Feldzüge gegen die Osmanen kamen viele türkische Säbel als Handelsware oder Beutestücke nach Europa. Bei diesem Exemplar handelt es sich um eine eindeutig im osmanischen Kulturraum hergestellte Waffe.

Für ihren neuen Besitzer wurde die Klinge mit detaillierten Gravuren verziert, die an

Ereignisse des Jahres 1683 erinnern sollen: Zu sehen ist die Eroberung der Festung Gran (auf der Rückseite die Belagerung Wiens).

Säbel, osmanisch, 17. Jahrhundert, nach 1683, deutsch überarbeitet, Eisen, Stahl, Holz, Länge 87 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 11867



Osmanische Flinte (Sisana)

Auch wenn Pfeil und Bogen anders als in Europa weiter genutzt wurden, war der Großteil der osmanischen Truppen auch mit Feuerwaffen ausgestattet.

Die Qualität osmanischer Handfeuerwaffen war recht hoch, da die Läufe vielfach aus damasziertem Stahl geschmiedet wurden, was bei europäischen Militärwaffen nicht üblich war. Dieser war gleichzeitig hart und elastisch. Dazu kam seine sehr dekorative Musterung.

Im osmanischen Raum war als Zündmechanismus eine Variante des Steinschlusses verbreitet, das aus Spanien stammende Miquelet-Schloss.

Typisch sind die Form des Kolbens und die kleinteiligen Verzierungen.

Steinschlussgewehr (Sisana), osmanisch, um 1700, damaszierter Stahl, Eisen, Messing, Holz, Bein, Länge 120 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 1534



Eroberung der Festung Belgrad

Am 6. September 1688 erstürmten Truppen unter der Führung Max Emanuels Stadt und Festung Belgrad. Damit fand der „Große Türkenkrieg“ (1683-1688) seinen Abschluss.

Max Emanuel hatte am ganzen Türkenkrieg persönlich teilgenommen. 1688 war ihm erstmals der Oberbefehl übertragen worden. Beim Sturm auf die Donaufestung bewies der bayerische Kurfürst wie schon so oft große persönliche Tapferkeit. Belgrad war die letzte große osmanische Festung im ungarisch-serbischen Raum. Ihre Einnahme war das Hauptziel im Feldzug des Jahres 1688. Belgrad sollte in der Folgezeit noch mehrmals den Besitzer wechseln.

Das Gemälde ist ein typisches barockes Schlachtenbild ohne dokumentarischen Anspruch. Außer der Darstellung Belgrads im Hintergrund ist nur ein wilder, unspezifischer Reiterkampf zu sehen. Sowohl die Osmanen mit ihren Turbanen wie auch die europäischen (bayerischen?) Soldaten sind nur als Typen dargestellt. Das Bild entstand erst im frühen 18. Jahrhundert, wie an der Bekleidung der Soldaten im Vordergrund erkennbar ist.

Eroberung der Festung Belgrad, deutsch, um 1710,
 Öl auf Leinwand, 56 x 80 cm
 Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 8101



Europäisches Militär 1650-1700

In den auf Dauer formierten Stehenden Heeren wurden Ausrüstung und Bewaffnung zunehmend vereinheitlicht. Es war eine Experimentierphase, in der die Feuerwaffen der Infanterie effektiver wurden. Die Gewehre der Infanteristen wurden leichter, so dass keine Gabeln zur Auflage mehr erforderlich waren. Verschiedene Zündmechanismen wurden erprobt, um die Waffen einfacher bedienen zu können und sie robuster zu machen. Ende des 17. Jahrhunderts wurden Bajonette in den Lauf gesteckt, damit die Musketiere sich im Nahkampf selbst verteidigen konnten; allerdings konnte dann nicht mehr geschossen werden.

Helme und Panzer für den Oberkörper verschwanden nach und nach, aber gerade im Kampf gegen die osmanischen Reiter und Bogenschützen waren sie immer noch nützlich.

Reiterdegen

Diese Reiterdegen waren vor allem als Stichwaffe geeignet, konnten aber auch zum Hieb verwendet werden.

Solche langen Degen mit ihrer relativ schmalen Klinge waren die typische Reiterwaffe bis weit in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Die Klinge dieses Degens ist auf beiden Seiten geschliffen und trägt die Inschrift

„SOLI DEO GLORIA ANNO 1666“ (Ehre dem alleinigen Gott im Jahre 1666).

Reiterdegen, deutsch, Klinge auf 1666 datiert, Stichblatt fehlt, Stahl, Eisen, Holz, Länge 104,5 cm Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 10960



Kürass und Zischägge

Die schwere Reiterei trug in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nur noch einen schussfesten Brust- und Rückenpanzer.

Als Helm setzte sich die Zischägge durch: Ihr Vorbild war die in Asien gebräuchliche Reiterhaube (çisak), die auch bei den Osmanen getragen wurde.

Unter dem Kürass, der eine Wandstärke von ca. 5 mm besaß, wurde zumeist ein schwerer Koller aus sehr starkem Leder getragen, der mit weiten Schößen bis zu den Knien reichte.

Die Zischägge war trotz Augenschirm, Wangenklappen, Naseneisen und Nackenschutz mit etwa 2 kg relativ leicht und erlaubte freie Sicht.

Damit waren die europäischen Reiter, die in enger Formation mit dem Pallasch kämpften oder ihre Feuerwaffen einsetzten, geschützt und trotzdem recht beweglich.

Brust- und Rückenpanzer für Kürassiere, deutsch, um 1680, Stahl, Metall, Leder, Gewicht 14 kg, Höhe 41 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 11777

Zischägge, deutsch, um 1680
Eisen, Stahl
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. N 5288



Pallasch

Hauptwaffe der Reiterei wurde seit dem späten 17. Jahrhundert ein schwerer Degen mit gerader Klinge (Pallasch), der zum Hauen und Stechen geeignet war.

Der schwere Reiterdegen erforderte große Kraft und Geschicklichkeit, war dann aber eine sehr wirkungsvolle Waffe.

Die Klinge ist beidseitig geschliffen. Darauf findet sich die beliebte Ätzung „OMNIA CUM DEO“ (Alles mit Gott).

Darüber steht ein bayerischer Löwe mit Schwert. Die Scheide besteht aus Holz, ist mit Leder bezogen und mit Messingblechen beschlagen.

Reiterdegen (Pallasch) mit Scheide, bayerisch, um 1690, Stahl, Messing, Leder, Holz, Länge 103,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. H 17349



Säbel der Grenadiere zu Pferde

Mit den Türkenkriegen verbreitete sich die orientalische Form des Säbels auch in den europäischen Armeen.

Der gebogene Säbel mit seiner auf einer Seite scharf geschliffenen Klinge war eine sehr effektive Hiebwaffe. Durch die Krümmung der Schneide ermöglichte er einen „ziehenden Schnitt“ und verursachte damit besonders tiefe Fleischwunden.

Dieser Säbel wurde von den Soldaten einer kurbayerischen Elitetruppe, den „Grena-

diers à Cheval“ (Grenadiere zu Pferde) verwendet. Auf der Klinge sind das Herstellungsjahr 1687 und der Passauer Wolf eingätzt.

Säbel der kurbayerischen Grenadiers à Cheval, Passau, 1687, Stahl, Messing, Länge 95 cm Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 11366



Reiterpistole

Zwei Pistolen gehörten zur Ausstattung jedes Reiters. Im 17. Jahrhundert waren sie noch eine wichtige Waffe.

Es war lange üblich, dass Reiter langsam gegen den Feind anritten, ihre Pistolen aus der Nähe abfeuerten und sich wieder zurückzogen. Erst wenn der Gegner geschwächt war, griffen sie mit der blanken Waffe an.

Die alten Radschlosspistolen wurden um 1670 durch Waffen mit dem neuen Steinschloss ersetzt, die zuverlässiger und billiger waren.

Militärische Reiterpistole mit Steinschloss,
deutsch, um 1700,
Eisen, Stahl, Nussbaumholz, Länge 25 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0886-1986



Luntenschlossmuskete

Die einfache Luntenschlossmuskete blieb bis ins späte 17. Jahrhundert die normale Waffe der Infanterie.

Die simple Mechanik war billig und stabil. Nachteil war, dass immer eine brennende Lunte bereitgehalten werden musste. Auch wenn die Gewehre leichter und handlicher wurden, dauerte das Laden

recht lange. Viel mehr als ein Schuss pro Minute war kaum möglich.

Luntenschlossgewehr, deutsch, Suhl, um 1680, Eisen, Rotbuchenholz (Schaft), Nussbaumholz (Ladestock), Länge 158,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 9477



Muskete mit Kombinationsschloss

An diesem Infanteriegewehr wurde ein Radschloss mit einem Luntenschloss kombiniert, das einfacher zu bedienen war.

Mit einem Radschloss hatte der Soldat die Waffe ohne glimmende Lunte sofort zum Schuss bereit. Wenn die Mechanik des Radschlusses versagte, konnte die Ladung

immer noch mit der Lunte gezündet werden.

Infanteriegewehr mit Radschloss und Luntenschloss, deutsch, Suhl, um 1670, Eisen, Buchenholz, Länge 151,5 cm Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 1102



Muskete mit Kombinationsschloss

An dieser Waffe wurde ein Schnappschloss durch einen zusätzlichen Luntenhahn ergänzt.

Das Schnapphahn-Schloss war eine Vorstufe des Batterie- oder Steinschlusses. Es war einfacher konstruiert als das Rad-schloss, aber auch noch recht störanfällig. Deshalb wurde zur Sicherheit noch ein

Hahn für eine brennende Lunte angebracht.

Muskete mit Schnappschloss und zusätzlichem Luntenhahn, deutsch, um 1650, Eisen, Stahl, Buchenholz, Länge 177,5 cm Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 1103



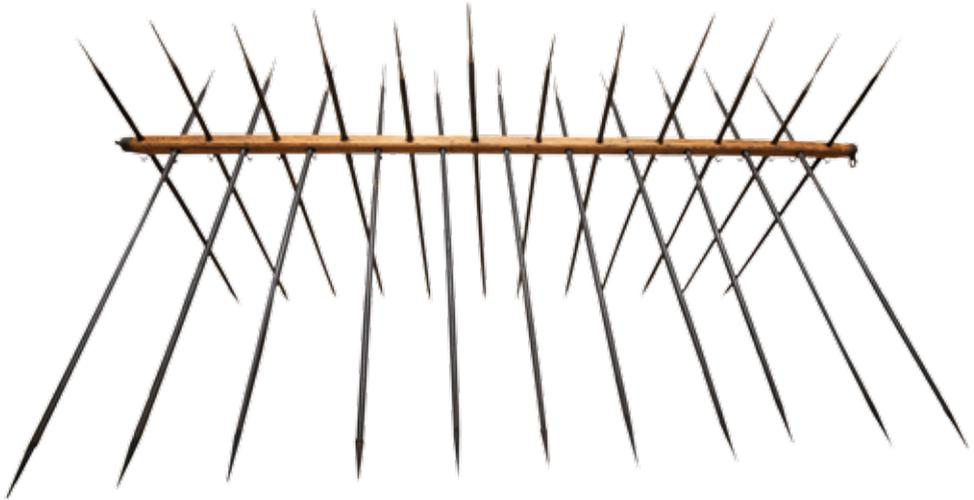
Spundbajonette

Mit einem Bajonett wurde das Gewehr der Musketiere zur langen Stichwaffe. Damit konnten sie sich im Nahkampf verteidigen und waren nicht mehr auf den Schutz durch Pikeniere angewiesen.

Die ersten Bajonette kamen um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Frankreich auf. Bis um 1700 waren dies zumeist lange Dolche mit Holzgriff, die als Spundbajonette

vorne in den Gewehrlauf gesteckt wurden. Das hatte den Nachteil, dass der Soldat nicht mehr laden und schießen konnte, wenn das Bajonett „aufgepflanzt“ war.

Spundbajonette, deutsch, um 1700,
Stahl, Holz, Längen 65,5 cm, 64,5 cm, 58,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nrn. A 1743,
A 1758, A 11327



Spanischer Reiter

Auch nach der Einführung des Bajonetts waren die Einheiten der Infanterie verwundbar, wenn sie ihre feste Formation „Mann neben Mann“ nicht halten konnten.

Dies galt besonders gegenüber Angreifern, die schnell heranstürmten und zum Nahkampf bereit waren. Für solche Fälle wurden die Soldaten ausgebildet, aus kurzen Speißen Barrieren aufzubauen.

Mit diesen sogenannten „Spanischen Reitern“ ließ sich schnell auf freiem Feld ein wirkungsvoller Schutzwall bilden, hinter dem die Infanteristen gedeckt waren und das Feuergefecht führen konnten. Allerdings erwies sich das Mitführen

der Speiße („Schweinsfedern“) und der erforderlichen Mittelbalken doch als recht lästig. Deshalb kamen die Spanischen Reiter immer seltener zum Einsatz. Dieser „Spanische-Reiter-Balken“ wurde dem Armeemuseum 1904 vom Direktor des Kunsthistorischen Museums Graz geschenkt. Er dürfte also in den Kämpfen gegen die Osmanen Ende des 17. Jahrhunderts verwendet worden sein.

Spanischer Reiter, bestehend aus einem Balken und 23 Speißen, Eisen, Holz,
Länge des Balkens 377 cm, Speiße je ca. 220 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 1853



Ein Spezialgeschütz

Leichte Kanonen dieser Größe konnten von der Infanterie in der Schlacht mitgeführt werden. Sie verstärkten die Feuerkraft der Einheiten.

Normalerweise hatten diese Geschütze aus Bronze gegossene Rohre mit glattem Lauf. Hier handelt es sich um eine Sonderanfertigung: Das Rohr ist aus Eisen geschmiedet und „gezogen“, wofür schraubenartig Rillen (Züge) eingeschnitten wurden, um das Geschoss in Rotation zu versetzen. Dies stabilisiert die Flugbahn und erhöht die Treffgenauigkeit.

Der praktische Wert dürfte gering gewesen sein, denn gezogene Rohre verlangten einen komplizierten, zeitaufwendigen Ladevorgang und spezielle Geschosse.

Die Inschrift am Rohr beschreibt die Fertigung:

„ALSO HAT MICH GESCHMIDT ABGEDRET VND GEZOGEN GEORG MEMMERSDORFER HAMMERMEISTER IN NURNBERG 1694“

Das Geschütz war vermutlich ein Schaustück, das die Fähigkeiten des Herstellers beweisen sollte. Es stammt aus den Beständen des Zeughauses der Festung Rosenberg ob Kronach.

Feldgeschütz auf Radlafette, Nürnberg, 1694,
Eisen, Holz, Gesamtlänge 236 cm, Höhe 105 cm,
Breite 137 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. D 261



Max Emanuel als Türkensieger

Dieser Kupferstich verherrlicht Max Emanuel als siegreichen Feldherrn in den Türkenkriegen.

In der Pose eines römischen Feldherrn überreitet Max Emanuel seine Feinde, während die Siegesgöttin den Lorbeerkranz über sein Haupt hält. Im Vordergrund erkennt man symbolträchtige Ausrüstungsstücke der Besiegten: Turban, Krummschwert und Schild mit türkischem Halbmond.

Der Text lässt keinen Zweifel an der existentiellen Qualität der Konfrontation:

„Es zittert noch vor Ihm der Türkisch Höllen-Hund“.

Kurfürst Max Emanuel als Sieger über die Osmanen, Kupferstich von Johann Haffner, 1683-1690, 43,5 x 34 cm

Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0024-2017



Feldherren

Die Epoche von 1650 bis 1800 gilt als die Zeit der „großen Feldherren“. Die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit konzentrierte sich auf ihr Handeln.

Einige Fürsten führten ihre Armeen persönlich an, wie Max Emanuel von Bayern, Karl XII. von Schweden und Friedrich II. von Preußen. Viele Feldherren entstammten zumindest dem höchsten Adel, was ihre Autorität sicherte. Es gab aber, wenn auch selten, Soldaten, die im Krieg von unten bis in die höchsten Ränge aufstiegen.

Nicht selten wurden Heerführer verwundet oder getötet, was den Verlauf des ganzen Krieges beeinflussen konnte. Ihre Darstellung in Bildnissen suggeriert absolute Kontrolle über das Geschehen. Mit der Realität auf den Schlachtfeldern hatte das meist wenig zu tun.

Max II. Emanuel (1662-1726)

Dieses repräsentative Gemälde zeigt Max Emanuel (reg. 1679-1726) in klassischer Feldherrnpose, geharnischt, mit Helm und Kommandostab.

1710, als das Portrait entstand, hielt sich Max Emanuel im französischen Exil auf und spielte keine aktive militärische Rolle mehr im fortwährenden Spanischen Erbfolgekrieg (1701-1714). An seine große Zeit als fürstlicher Feldherr erinnert das Gemälde: Es zeigt ihn vor der Festung Namur, an deren Rückeroberung er 1695 führend beteiligt gewesen war. Immerhin hatte er als einziger der Wittelsbacher Her-

zöge, Kurfürsten und Könige eine namhafte Feldherrnlaufbahn vorzuweisen.

Dieses Gemälde kam bereits 1886 ins Bayerische Armeemuseum. Weil das von ihm 1682 aufgestellte Heer bis zu seinem Ende im Jahr 1919 nie mehr völlig aufgelöst wurde, galt Max Emanuel als Begründer der modernen bayerischen Armee. So spielte er in deren Traditionspflege eine wichtige Rolle.

Max II. Emanuel, Gemälde von Franz Joseph Winter, 1710, Öl auf Leinwand, 264 x 180 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 1679



Prinz Eugen von Savoyen

Eugen von Savoyen (1663-1736) galt in seiner Zeit als der bedeutendste europäische Feldherr.

Wie für jüngere Söhne von europäischen Hochadelsgeschlechtern durchaus üblich, war Eugen für eine geistliche Laufbahn in der Kirche vorgesehen. Dagegen entschied er sich früh für eine militärische Karriere und trat in die Dienste Kaiser Leopolds I., weil er von Ludwig XIV. nicht gefördert wurde.

Seit 1683 kämpfte Eugen als Offizier in allen Kriegen des Kaisers, sowohl gegen

die Osmanen als auch gegen Frankreich. 1697 erhielt er den Oberbefehl im „Großen Türkenkrieg“ und wurde von da an zum wichtigsten kaiserlichen Feldherrn. Daneben gewann er auch großen politischen Einfluss.

Prinz Eugen von Savoyen-Carignan, Kupferstich von Georg Paul Busch, Berlin, um 1730, 36 x 19,5 cm Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0161-1968



Carl XII. von Schweden

Als „Krieger-König“ wurde Carl XII. (1682-1718) zur Legende: Er führte fast seine gesamte Regierungszeit fern von Schweden Krieg und wurde bei einer Belagerung getötet.

Im Großen Nordischen Krieg (1700-1721) versuchte Carl vergeblich, die Stellung Schwedens als Großmacht zu verteidigen. Er führte seine Truppen persönlich an und begab sich regelmäßig in höchste Gefahr. Seine Tapferkeit und sein bescheidenes Auftreten in der schmucklosen Uniform

seiner Soldaten wurden zum bewundernten Vorbild. Seine Rücksichtslosigkeit gegen sich und andere sowie das Fehlen politischer und strategischer Planung wurden aber auch als warnendes Beispiel angesehen.

Carl XII., König von Schweden, Kupferstich von Christian Fritsch, 1743, 36,1 x 22,8 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0536-2018



Friedrich der Große

Friedrich II., König von Preußen (1712-1786) war zu seiner Zeit der wohl erfolgreichste Herrscher und Feldherr in einer Person.

Gleich nach dem Antritt der Regierung 1740 besetzte Friedrich das bis dahin zu Österreich gehörende Schlesien. Er verteidigte diese Eroberung in drei Kriegen. Preußen wurde damit zur europäischen Großmacht.

Der König führte seine Armee im Krieg stets persönlich als „Roi Connétable“ (König und Feldherr). Im Siebenjährigen

Krieg (1756-1763) trug sein Ruf als genialer Stratege und Schlachtenlenker zu seinem Erfolg bei, obwohl ihm auch mehrmals schwere Fehler unterliefen.

Friedrich II. von Preußen 1763, Kupferstich von George Bretzing nach dem Gemälde von Johann Christoph Frisch, Berlin, 1812, 51,5 x 37 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0094-2019



Gideon Ernst von Loudon

Die Karriere Loudons (1717-1790) bot eines der eher seltenen Beispiele, dass auch im 18. Jahrhundert ein einfacher Offizier durch herausragende Leistungen aufsteigen konnte.

Gideon Ernst von Loudon entstammte einer adeligen Familie aus Livland. Mit 15 Jahren trat er in die russische Armee ein, 1742 ging er als Hauptmann im Trenck'schen Panduren-Freikorps in österreichische Dienste.

Im Siebenjährigen Krieg (1756-1763) leitete er erfolgreiche Kleinkriegsaktionen

und stieg schnell auf. Bereits 1759 führte er selbständig ein größeres Korps und wurde zu einem der wichtigsten und populärsten österreichischen Heerführer. 1778 erhielt er die Ernennung zum Feldmarschall. Im Jahre 1789 leitete er als Oberbefehlshaber gegen die Osmanen die Rückeroberung Belgrads.

Gideon Ernst von Loudon, Mezzotinto von J. B. Pichler nach einem Gemälde von Paul Haubenstricker, um 1780, 39 x 28 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0218-2019



1650-1792 Konkurrenz der Kronen

Die Beziehungen der Staaten nach dem Westfälischen Frieden waren alles andere als friedlich, jedoch geriet keiner der vielen Konflikte mehr so außer Kontrolle wie der Dreißigjährige Krieg. Gleichwohl waren Kriege ein „normales“ Mittel der Politik. In fast allen Territorien strebten die Fürsten nach der Festigung ihrer Macht im Innern und einer Erweiterung ihrer Herrschaftsgebiete. Länder konnten abgegeben oder getauscht werden, wenn dies dem Aufstieg der Herrscherdynastie nützte. Kriegsanhänge waren oft Streitigkeiten der miteinander verwandten Dynastien, wenn Herrscher ohne direkte Nachkommen starben. In „Erbfolgekriegen“ rangen ganze Bündnissysteme um die Verteilung von Ländern und das dadurch gefährdete europäische Gleichgewicht.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg versuchten die Herrscher, das Militärwesen neu zu organisieren. „Stehende Heere“ sollten schon im Frieden unterhalten werden, um jederzeit nach dem Willen der Potentaten einsetzbar zu sein. Die Sicherung ihrer Finanzierung erwies sich als langwieriger und wechselvoller Prozess.

Im Kurfürstentum Bayern gilt das Jahr 1682 als die Geburtsstunde des stehenden bayerischen Heeres. Im süddeutschen Raum war Kurbayern das einzige Staatswesen, das militärisch eine Rolle spielen konnte. Die viel kleineren weltlichen und geistlichen Staaten und Reichsstädte, vor

Ausschnitt aus: Alain Manesson Mallet, *Les Travaux de Mars*, troisième et dernière partie, Paris 1672, Kupferstich, 14,5 x 9,5 cm (Sammlung Daniel Hohrath)

allem in Franken und Schwaben, die heute zum modernen Bayern zählen, waren dazu kaum in der Lage.

Die europäische Politik wurde zunehmend von der Rivalität großer Mächte bestimmt: Das Heilige Römische Reich unter dem Habsburger Kaiser und die Monarchien Frankreich, Spanien, Schweden, England sowie die Vereinigten Niederlande waren um 1680 die wichtigsten Akteure. Im Mittelpunkt der meisten Konflikte stand lange der Gegensatz zwischen dem französischen Königtum der Bourbonen und der österreichischen Habsburger Dynastie.

Einige Konflikte, wie der Spanische Erbfolgekrieg (1701-1714), der Österreichische Erbfolgekrieg (1740-1748) und der Siebenjährige Krieg (1756-1763), griffen weit über Europa hinaus, wobei Frankreich und Großbritannien zu Hauptgegnern wurden. Die vielen kleineren und mittleren deutschen Fürstenstaaten schlossen sich den Großmächten in wechselnden Bündnissen an. Durch die Stellung von Truppen beteiligten sie sich an deren Kriegen. Stehende Heere waren die Voraussetzung, um an diesem „Spiel der Fürsten“ um Macht und Rangstellung teilnehmen zu können.

Für Bayern ergaben sich durch seine exponierte Lage zwischen den österreichischen Territorien und dem französischen Herrschaftsgebiet Chancen und Gefahren. Mehrfach verbündeten die Wittelsbacher sich mit den Bourbonen. Kurfürst

Max II. Emanuels große Ziele endeten im Spanischen Erbfolgekrieg schon 1704 in einer Katastrophe, und auch im Österreichischen Erbfolgekrieg war der Aufstieg seines Nachfolgers zum deutschen Kaiser Carl VII. nur von kurzer Dauer. Als er 1745 starb, war sein Land von österreichischen Truppen besetzt. Kurbayern wurde zwar jeweils in den Friedensverhandlungen wieder in seinen vorherigen Grenzen wiederhergestellt, aber eine selbständige Rolle in der europäischen Politik spielte es nicht mehr. Im Bayerischen Erbfolgekrieg 1778-1779 zwischen Preußen und Österreich war Kurbayern nur noch Objekt, bayerische Truppen waren nicht beteiligt. Obwohl 1779 die Nachfolge der pfälzischen Wittelsbacher bestätigt wurde und durch die Vereinigung der Territorien Kurbayerns mit der Kurpfalz ein deutlich größerer Staat entstand, nahm sein machtpolitisches Gewicht kaum zu.

Nach Phasen extremer Kriegsverdichtung (1667-1715 und 1740-1763) kam Europa für knapp drei Jahrzehnte zur relativen Ruhe. Die Machtverhältnisse hatten sich um 1780 erheblich verschoben. Fünf Großmächte waren nunmehr bestimmend: Frankreich, Österreich und Großbritannien sowie die Aufsteiger Russland und Preußen. Viele der einstigen Mitbewerber wie Kurbayern, aber auch Kursachsen und andere mittelgroße Fürstenstaaten, waren nun ‚aus dem Rennen‘.

1700 – 1792 „Kriegskunst“



Die disziplinierten Soldaten der Stehenden Heere mussten in komplizierten Formationen kämpfen. Sie sollten Bewegungen und Befehle wie Maschinen ausführen und trotz Todesgefahr standhaft bleiben. Die sogenannte „Kriegskunst“ verlangte immer exaktere Planungen. Doch der Ausgang einer Schlacht blieb ungewiss – sicher waren nur hohe blutige Verluste auf beiden Seiten. Schlachten zu vermeiden galt in der Theorie als höchste Kunst des Feldherrn.

Seit etwa 1700 trugen alle Soldaten der Infanterie Gewehre mit Bajonetten. Pikinier zum Schutz wurden nun nicht mehr gebraucht. Durch Drill sollte die Feuergeschwindigkeit erhöht werden. In der „Lineartaktik“ standen die Infanteristen nur noch drei bis vier Mann tief in dünnen, aber langen Linien.

Die schwere Kavallerie sollte in der Schlacht die gegnerischen Linien im Galopp mit der blanken Waffe durchbrechen. Daneben wurde eine bewegliche leichte Reiterei eingesetzt. Die Artillerie nahm an Bedeutung zu: Die Zahl der Geschütze auf dem Schlachtfeld stieg weiter an.

Musketier beim Landes des Gewehrs,
Ausschnitt aus dem Neujahrsblatt des Militärischen Pfortner Collegiums in Zürich, 1753
(Sammlung Daniel Hohrath)

Musketiere, Füsiliere, Grenadiere

Die Infanterie bildete die Masse der Armeen. Seit etwa 1700 trugen alle Fußsoldaten ein Steinschlossgewehr mit Bajonett. Dies blieb die Standardwaffe der Infanterie bis um 1830.

Das „Tüllenbajonett“ war ein langer spitzer Dolch, der seitlich an der Mündung des Gewehrs aufgesteckt wurde. Damit war das Problem der Wehrlosigkeit der Schützen gelöst. So konnte sich die Infanterie gegen Angriffe der Kavallerie wehren, ohne das Bajonett zum Schießen abnehmen zu müssen, und selbst im Nahkampf angreifen.

Im Mittelpunkt stand das synchrone Salvenfeuer ganzer Abteilungen. Für gezielte Schüsse waren die glattläufigen Gewehre kaum geeignet, aber durch ständiges Training konnten Infanteristen bis zu drei scharfe Schüsse in der Minute abfeuern.

Steinschlossgewehr um 1720

Seit 1690 setzte sich überall in Europa das Steinschloss als Zündmechanismus durch. Die Steinschlossflinte wurde für fast 150 Jahre zur Standardwaffe des Militärs.

Das Stein- oder Batterieschloss war zuverlässiger als das Luntenschloss und auch robuster und billiger als das Radschloss. Eine glimmende Lunte war nicht mehr nötig, der Zündfunke wurde mit einem in

den Hahn geklemmten Feuerstein erzeugt. Eine Schwachstelle war noch der hölzerne Ladestock, der leicht brechen konnte.

Steinschlossgewehr mit Tüllenbajonett, Suhl, um 1720, Eisen, Holz, Länge mit Bajonett 189 cm Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nrn. A 1952 und N 2088





Steinschlossgewehr um 1770

Im 18. Jahrhundert wurden die Gewehre der Infanterie mit dem kurz vor 1700 neu erfundenen Tüllenbajonett ausgestattet. Das Bajonett wurde mit einer runden Tülle, also einer Hülse an die Laufmündung gesteckt. So konnte es zum Laden und Schießen aufgefplant bleiben. Dieses Gewehr hat außerdem einen eisernen Ladestock, der bruchsticher war und

damit schnelleres Laden erlaubte. Diese Neuerung wurde 1718 erstmals in Preußen eingeführt.

Steinschlossgewehr mit Tüllenbajonett, kurbayerisch, Fortschau, um 1770, Nussbaumholz, Eisen, Stahl, Länge mit Bajonett 184 cm Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nrn. A 2551.a-b



Steinschlossgewehr um 1790

Die Gewehre der Infanterie wurden vor allem dafür optimiert, den Ladevorgang zu beschleunigen. Auf gezieltes Schießen wurde kein Wert gelegt.

Der zylindrische Ladestock machte das Gewehr aufgrund seines dicken unteren Endes zwar etwas schwerer, aber er musste beim Ladevorgang nicht mehr umgedreht werden.

Dieses Gewehr hat außerdem einen Feuerschirm an der Zündpfanne. Dieser

schützte den Nebenmann vor Verletzungen durch die seitliche Stichflamme, die beim Abfeuern entstand.

Steinschlossgewehr mit Bajonett, deutsch, um 1780, Eisen, Stahl, Messing, Holz, Länge mit Bajonett 190,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. H 9243



Grenadiersäbel

Säbel für Grenadiere waren etwas länger und schwerer als die der normalen Infanteristen.

Grenadiere fanden häufiger als Sturmtruppe Verwendung und konnten in Nahkämpfe verwickelt werden. Deshalb waren Säbel für sie noch durchaus sinnvoll. Sie hatten aber vor allem eine symbolische Funktion: Als ausgewählte Elitesoldaten hoben sich die Grenadiere auch durch ihre

Seitenwaffe von den anderen Infanteristen ab.

Diese aufwendig mit dem kurbayerischen Wappen verzierte Waffe wurde wohl von einem Offizier getragen.

Grenadiersäbel für einen Subalternoffizier, kurbayerisch um 1760,
Stahl, Messing; Holz, Länge 85,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 11354



Infanteriesäbel

Der kurze Säbel der Infanteristen hatte als Waffe eigentlich keine Funktion mehr.

Die Infanterie war darauf gedrillt, sich in fester Formation zu bewegen und so das Feuergefecht zu führen. Das Bajonett am Gewehr sollte für den seltenen Nahkampf genügen. Als Waffe waren die zunehmend leichteren und kürzeren Säbel kaum zu brauchen.

Als Feldwerkzeug war der Säbel aber unentbehrlich, etwa zum Zerkleinern von

Holz für Koch- und Biwakfeuer. Versuche, den Säbel abzuschaffen, scheiterten aber oft auch am Widerstand der Soldaten. Sie verteidigten dieses Symbol ihrer Ehre.

Infanteriesäbel, deutsch um 1750,
Stahl, Messing, Länge 60 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 1935



Kurbayerische Grenadier-Trommel

Bei den Grenadier-Kompanien wurden häufig besonders große Trommeln geführt.

Die Grenadier-Tambours waren berechtigt, besondere Grenadiermärsche zu spielen.

Der Trommelsarg ist mit weißen Flammen auf hellblauem Grund bemalt, dazwischen als Zeichen der Grenadiere Handgranaten mit brennender Zündung. In der Mitte

steht das kurfürstlich Bayerische Wappen. Diese Grenadiertrommel kam 1904 aus der historischen Sammlung des bayerischen Infanterie-Leibregiments in das Armeemuseum.

Grenadier-Trommel, Bayern um 1720,
Holz, Kalbfell, Leder, Schnur, Höhe 63 cm,
Durchmesser 55 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 2033



Kurbayerische Infanterie-Trommel

Das dumpfe laute Dröhnen der großen Trommeln gab den Takt für die Bewegungen der Truppen.

Zu jeder Einheit der Infanterie gehörte eine Anzahl Trommler (Tambours). In der Gefechtsformation standen sie rechts und links hinter der Infanterie-Linie.

Im Lärm der Schlacht konnten mit Trommelsignalen Kommandos übermittelt werden. Der Trommelschlag erleichterte das Marschieren im Gleichschritt, sollte aber auch Mut machen.

Diese Trommel hat einen Trommelsarg aus Messingblech, darauf ist das versilberte Wappen des Kurfürstentums Bayern aufgelegt.

Kurbayerische Infanterie-Trommel, um 1770, Holz, Messing, Leder, Silberblech, Schnur, Höhe 43,5 cm, Durchmesser 44,5 cm Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 2094



Flöte mit Futteral

Die Spielleute gaben mit „Trommeln und Pfeifen“ den Marschrhythmus vor und dienten außerdem zur Übermittlung von Befehlen. Die hohen Töne der Flöten hörte man auch über den Schlachtenlärm hinweg.

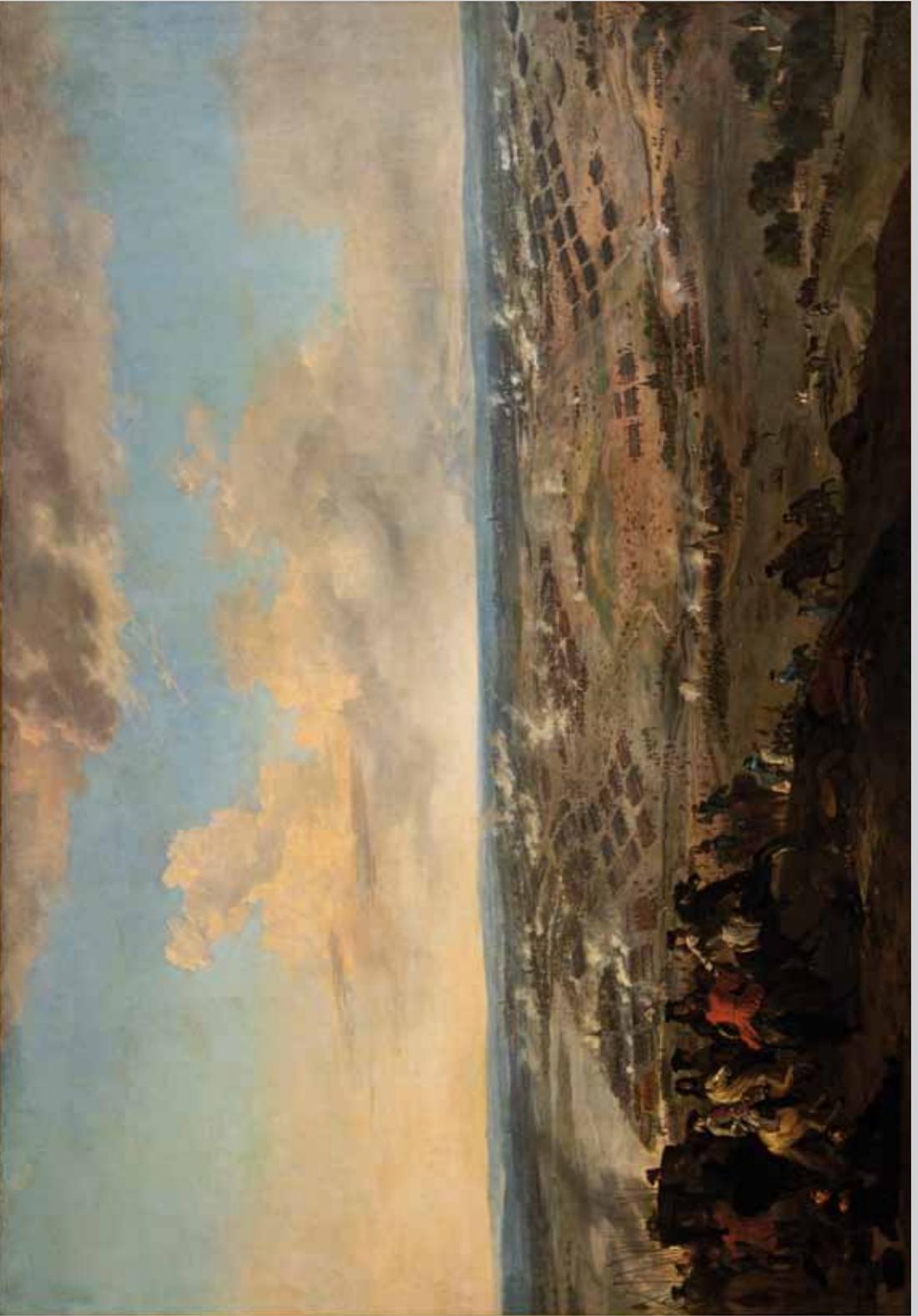
Diese Art von Flöte wird als Traversflöte bezeichnet und ist ein direkter Vorgänger heutiger Querflöten. Der Tonumfang dieses Musikinstruments liegt bei drei Oktaven.

Zum Schutz vor Schmutz und Nässe wurden solche Pfeifen in einem speziellen Futteral aus Blech getragen. Dieses Stück ist mit den weiß-blauen Rauten und dem kurfürstlichen Wappen bemalt. Drei Flöten hatten darin Platz.

Diese Flöte kam aus dem Besitz des königlich bayerischen 3. Infanterie-Regiments in die Sammlung des Bayerischen Armeemuseums. Das Futteral stammt angeblich aus der Sammlung der Fürsten von Thurn und Taxis.

Traversflöte, bayerisch(?), 2. Hälfte 18. Jahrhundert, Buchsbaumholz, Messing, Kork, Länge 51 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. E 4162

Langfutteral für Grenadierpfeifen, 1729-1777, Blech, Ölfarbe, Länge 54,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 11578



Die Schlacht von Höchstadt

Am 13. August 1704 unterlag ein französisch-bayerisches Heer den alliierten kaiserlichen, niederländischen und englischen Truppen unter Prinz Eugen und Marlborough.

Diese Schlacht entschied für zehn Jahre über das Schicksal Kurbayerns, das unter eine harte österreichische Besatzungsherrschaft kam. Max Emanuel konnte erst 1715 in sein erschöpftes Land zurückkehren.

Das Gemälde zeigt den Schlachterfolg aus englischer Sicht: Im Vordergrund, auf einem steigenden Pferd, übergibt Marlborough die Siegesmeldung. Links ist die Kutsche des gefangenen französischen Marschalls Tallard zu erkennen. Im Vordergrund kauern zwei Mönche, wohl als Sinnbild des Triumphs der protestanti-

schon Engländer und Holländer über die katholischen Franzosen und Bayern.

Für diese Szene hat der Maler einen Hügel erfunden, den es dort gar nicht gibt. Von dieser Tribüne ergibt sich ein Überblick über das Schlachtfeld in der Donauebene mit dem umkämpften Dorf Blindheim, nach dem die Schlacht in England benannt ist: „Blenheim“.

Die Ebene ist topographisch recht zuverlässig wiedergegeben, dagegen stammt die Darstellung der taktischen Formationen wohl von deutlich älteren Vorlagen, denn 1704 kämpfte die Infanterie bereits in langen Linien von Musketieren in nur vier Mann Tiefe. Quadratische Pikenierhaufen gab es nicht mehr.

Schlacht von Höchstadt, Gemälde von Jan van Huchtenburgh, kurz nach 1704, Öl auf Leinwand, 112 x 160 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0496-1971



Kürassiere, Dragoner, Husaren

Im 18. Jahrhundert wurde die Reiterei in mehrere Gattungen eingeteilt. Sie unterschieden sich in der Größe der Pferde, in der Bewaffnung und in ihren Aufgaben im Gefecht.

Die schwere Kavallerie („Reiter“ oder Kürassiere) trug starke Brustpanzer als Überbleibsel des früheren Harnischs. Sie sollte in enger Formation den Gegner niederreiten. Ihre Hauptwaffe war ein schwerer gerader Degen (Pallasch).

Dragoner waren ursprünglich berittene Infanteristen, die zu Fuß kämpften. Zunehmend wurden sie aber wie Kürassiere eingesetzt. Husaren ritten auf kleinen schnellen Pferden: Sie waren nach ungarischem Vorbild mit dem krummen Säbel ausgerüstet.

Alle berittenen Soldaten hatten zur Selbstverteidigung auch noch Pistolen und ein gekürztes Gewehr (Karabiner).

Kavallerie-Pallasch

Der „Pallasch“, ein gerader Reiterdegen mit einer starken breiten Klinge, war die Hauptwaffe der Kavallerie im 18. Jahrhundert.

Mit der schweren Klinge konnten gewaltige Hiebe geführt werden, aber sie war auch zum Stechen geeignet.

Die Gravur auf der Klinge dieser Waffe erlaubt eine genaue Zuschreibung und Datierung: Der Pallasch wurde bei dem von 1742 bis 1753 bestehenden bayerischen „Grenadiers à Cheval-Regiment der Kaiserin“ geführt.

Die Inschriften „Carolus VII, Römischer Kaiser“ (Rückseite) und „VIVAT Seckendorff“ zeigen, dass sie vor 1745 angebracht wurden, während der bayerische Kurfürst Karl Albrecht als Kaiser Karl VII. Oberhaupt des Reiches und Feldmarschall Seckendorff der Befehlshaber der Armee waren.

Pallasch des bayerischen Regiments Grenadiers à Cheval, 1742-45, Stahl, Messing, Holz, Leder, Länge 103,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 2016



Karabiner

Karabiner waren Gewehre mit verkürztem Lauf. Sie waren für Reiter praktikabel und konnten auch vom Pferd aus eingesetzt werden.

Nachteile waren die geringere Reichweite und mangelnde Treffsicherheit. Die Feuerwaffe war im Kampf zu Pferde nur ein Notbehelf. Um schießen zu können, musste angehalten werden. Das nahm einem Angriff den Schwung.

Am Karabiner war eine „Reitstange“ mit Ring angebracht. Mit einem Karabinerhaken war er am Bandelier des Reiters befestigt, damit er nicht verlorengehen konnte.

Kavallerie-Karabiner mit Steinschloss, deutsch, um 1780, Eisen, Stahl, Messing, Nussbaumholz, Länge 95,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. N 2104



Kavallerie-Pistole

Ein Paar lange Pistolen gehörte auch noch im 18. Jahrhundert zur Ausrüstung jedes Kavalleristen.

Für den Kampf zu Pferde spielten Pistolen nur noch eine geringe Rolle. Brauchbar waren sie nur für Schüsse aus sehr kurzer Distanz, bevor es zum Kampf mit der blanken Waffe kam. Wie alle im Militär verwendeten Vorderlader waren sie

einschüssig. An ein Nachladen war im Gefecht kaum zu denken.

Steinschloss-Pistole Modell 1733, französisch, Saint-Étienne, um 1750, Eisen, Messing, Nussbaumholz, Länge 49 cm Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0439-1985



Pistolenholster mit Schabrunken

Schabrunken bedeckten die Holster für die Pistolen vorne am Sattel. Sie waren vor allem Schmuckelemente.

Die Schabrunken bildeten wie die Schabracken (Satteldecken) die „Uniform“ des Pferdes. Dieses Paar stammt aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts von einem

unbekannten Regiment. Die Farbkombination rot mit weißer Borte war recht verbreitet.

Pistolenholster mit Schabrunken, wohl deutsch, 1750-1780, Leder, Wolltuch, Länge 38 cm (Holster) Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. N 1840



Reiterstiefel

Soldaten der schweren Kavallerie trugen Stiefel aus extrem dickem und hartem Leder mit großen Stulpen.

Die schwere Kavallerie ritt beim Angriff in enger Formation, Mann neben Mann. Solche Stiefel sollten die Beine der Reiter vor Hieb und Stich, Brüchen und Quetschungen schützen.

Im 18. Jahrhundert wurden die Stiefel nach und nach wieder etwas leichter, um die Kavalleristen beweglicher zu machen.

Wie alle militärischen Bekleidungsstücke sind Schuhe und Stiefel äußerst selten erhalten.

Dieses Paar kam aus der privaten Sammlung des Malers Angelo Jank (1868-1940) in das Armeemuseum. Es wiegt 6,6 kg.

Reiterstiefel mit Anschallsporen, deutsch, ca. 1700-1740, Leder, Eisen, Höhe 58 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. H 17373



Dragonergewehr

Die Feuerwaffe der Dragoner war ein Mittelding zwischen dem langen Gewehr der Infanterie und dem kurzen Karabiner der Kürassiere und Husaren.

Da Dragoner auch für das Feuergefecht zu Fuß ausgebildet waren, wurden sie mit etwas längeren und weiter tragenden Gewehren ausgestattet.

Diese Waffe gehört ins erste Drittel des 18. Jahrhunderts. Sie hat noch einen hölzernen Ladestock.

Steinschloss-Dragonergewehr, hergestellt in Suhl, um 1720, Eisen, Stahl, Nussbaumholz, Länge 145 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 1842



Husaren-Säbel

Vor allem bei den nach ungarischem Vorbild ausgerüsteten Husaren gehörte der leichte Krummsäbel zum Erscheinungsbild.

Die vom Orient bis Osteuropa verbreitete Form des Säbels wurde auch in allen europäischen Armeen verwendet.

Bei dieser Waffe lässt die Inschrift „FRINGIA“ (Land der Franken) vermuten, dass

sie in Deutschland für den Export auf den Balkan oder nach Ungarn hergestellt wurde.

Husaren-Säbel mit Lederscheide, deutsch, 18. Jahrhundert, Stahl, Messing, Leder, Holz, Länge 103,5 cm

Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 11369



Trompete der Kavallerie

Durch Trompetensignale konnten nicht nur Befehle im Gefecht übermittelt werden, sie dienten auch als Musikinstrumente für zeremonielle Anlässe.

Trompeten waren den Reiter-Regimentern vorbehalten. Die Kürassiere stellten innerhalb der Heere die vornehmste Waffengattung dar. Die Trompeter selbst hatten auch noch im 18. Jahrhundert einen beson-

deren Status in der Armee. Sie waren als Musiker zünftig organisiert und konnten zum Beispiel als Parlamentäre verwendet werden.

Kavallerietrompete von Philipp Schöller, München, um 1750, Messing, Behang Wolle mit Silbergespinst, Länge 73,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 1990



Modell einer 10-Pfänder Haubitze

Haubitzen waren Steilfeuergeschütze. Sie verschossen Hohlgranaten, die mit Pulver gefüllt waren und einen Brennzünder besaßen, der wie eine Lunte arbeitete.

Bei Haubitzen war die Bezugsgröße für die Kaliberangabe eine Steinkugel. Dieses Modell repräsentiert ein 10-pfündiges Geschütz, dessen Original eine Rohrweite von ca. 17 cm besaß.

Die Treffgenauigkeit von Steilfeuergeschützen war gering. Wirksam waren sie

gegen Flächenziele wie große Truppenaufstellungen oder Ortschaften, die nach Granatbeschuss oft rasch in Brand gerieten.

Geschützmodell, deutsch, um 1800, Maßstab 1 : 4, Bronze, Holz, Eisen, Länge 78 cm, Breite 54 cm, Höhe 38 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. D 1151



Modell eines 3-Pfünders

Der „3-Pfünder“ war das leichteste Geschütz der Feldartillerie. Die Hauptmunition solcher Kanonen waren massive Eisenkugeln.

Es war üblich, bei Kanonen das Kaliber im Gewicht einer Eisenkugel anzugeben, deren Durchmesser dem des Rohres entsprach.

Beim 3-Pfünder wären das ca. 75 mm gewesen.

Das Hauptgeschütz der Feldartillerie war der 6-Pfünder, das schwerste im Feldgebrauch ein 12-Pfünder. Sie unterschieden sich nur in der Größe, nicht aber in ihrer Konstruktion.

Die Bestimmung des Maßstabs eines Modells ist meist nur mit bekannten, wenig schwankenden Größen wie dem Raddurchmesser oder dem Radstand möglich.

Das Geschütz besitzt große Ähnlichkeit mit dem preußischen 3-Pfünder des Jahres 1717, trägt aber keine Kennzeichen.

Geschützmodell, deutsch, 1. Hälfte 18. Jahrhundert, Maßstab 1 : 3, Messing, Holz, Eisen, Länge 100 cm, Breite 58 cm, Höhe 45,5 cm Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. D 287



Regiment in Linie angetreten

Die Formationen zur Schlacht und zur Parade unterschieden sich im 18. Jahrhundert kaum. Die Bataillone der Infanterie bildeten lange Linien, in denen nur drei Mann hintereinander gestellt wurden.

Das Bild zeigt eine Feldparade des französischen Infanterie-Regiments d'Alsace im Jahre 1768. Drei Bataillone sind nebeneinander angetreten. Links stehen die Grenadier-Zimmerleute sowie die Musiker und Trommler.

Das Régiment d'Alsace war eine deutsche Einheit in den Diensten des Königs von Frankreich.

Es wurde seit 1667 von Prinzen aus dem Haus Wittelsbach geführt. Militärkarrieren in den Armeen der Großmächte waren

für die Prinzen kleinerer Fürstentümer nicht ungewöhnlich, boten sie doch standesgemäße Lebensführung und politische Verbindungen.

Seit 1752 war Prinz Karl August von Pfalz-Zweibrücken Regiments-Inhaber. 1770 löste ihn sein jüngerer Bruder Max Joseph ab. Dass er vom französischen Offizier zum pfalz-bayerischen Kurfürsten und später Bayerns erstem König werden sollte, war 1768 noch nicht abzusehen.

Parade des Régiment d'Alsace, Gemälde von Richard Schauwenbourg, 1768, Tempera auf Papier, 48,5 x 182,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 2296



Plünderung von Gefallenen

Die Leichen der Gefallenen wurden auf den Schlachtfeldern der Frühen Neuzeit vollständig ausgeplündert. In der Mangelgesellschaft war alles verwertbar.

Wertgegenstände, Waffen und Ausrüstung, aber auch die gesamte Kleidung waren schon Stunden nach dem Kampf verschwunden. Funde von Massengräbern bestätigen dies noch heute.

Auf dem Bild durchsuchen Soldaten (hier leichte Truppen in ungarischer Tracht) einen toten oder schwerverletzten gegnerischen Offizier. Ob die ankommenden Reiter dies verhindern oder selbst Beute machen wollen, ist nicht zu erkennen.

Das Gemälde entstand offenbar um 1750 nach einem etwa 40 Jahre früheren Druck

mit dem Titel „Wahlstatt“. Es gibt keinen Hinweis auf ein bestimmtes Ereignis. Die weiß-blaue Fahne im Hintergrund stellt vielleicht einen bayerischen Bezug her, der sich jedoch nicht genauer bestimmen lässt. Das Bild gehört zu den typischen Darstellungen kriegerischer Genreszenen, wie sie in der Barockzeit beliebt waren.

Plünderung nach der Schlacht, Gemälde, deutsch, um 1750, nach einer Vorlage von Georg Philipp Rugendas (1666-1742), Öl auf Leinwand, 52 x 67,5 cm

Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. N 2125



1792 – 1815 Revolution – Nation – Krieg

Die Französische Revolution wurde zum Auslöser einer neuen, 24 Jahre dauernden Kriegsepoche, die Europas politische Ordnung und das Gesicht des Krieges nachhaltig verändern sollte.

Das revolutionäre Frankreich zeigte sich in der Lage, Menschen und Material in einer neuen Größenordnung zu mobilisieren. Durch die Aufhebung der traditionellen Standesprivilegien wurden alle Einwohner zu Staatsbürgern der französischen „Nation“ mit gleichen Rechten und Pflichten. Dies verband sich mit einer bürokratischen Zentralisierung, durch die der neue Staat auf die gesamte Bevölkerung zugreifen konnte. Frankreich entwickelte so ein militärisches Potential, dessen Größenordnung bisher völlig unbekannt war.

Während die „alten“ europäischen Mächte von den revolutionären Ereignissen eine Schwächung der Großmacht Frankreich erwarteten, fühlte sich die neue französische Führung bedroht. Frankreich begann einen Krieg, der Europa überrollen sollte. Aus der erfolgreichen Abwehr wurde eine Expansion, die nicht aufzuhalten war.

Durch die Revolution konnte ein junger, begabter und ehrgeiziger Artillerie-Offizier in kurzer Zeit zum General, zum Staatsmann und schließlich zum „Kaiser der Franzosen“ aufsteigen: Napoleon Bonaparte. Als genialer Feldherr nutzte

Ausschnitt aus: Buonaparte, Radierung von Ph. A. Hennequin, 1797/98, nach einem Gemälde von Andrea Appiani, Druck, 1797/1798, vollständiges Bild: Höhe 57 cm, Breite 39 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0436-2010

er die Mittel seiner Zeit rücksichtslos und siegte in wenigen Jahren in rasanten Feldzügen und blutigen Schlachten über die viel schwerfälliger und vorsichtiger agierenden Heere der europäischen Mächte. Der französische Machtbereich dehnte sich schnell von Oberitalien über die linksrheinischen Gebiete des Reiches bis nach Holland aus.

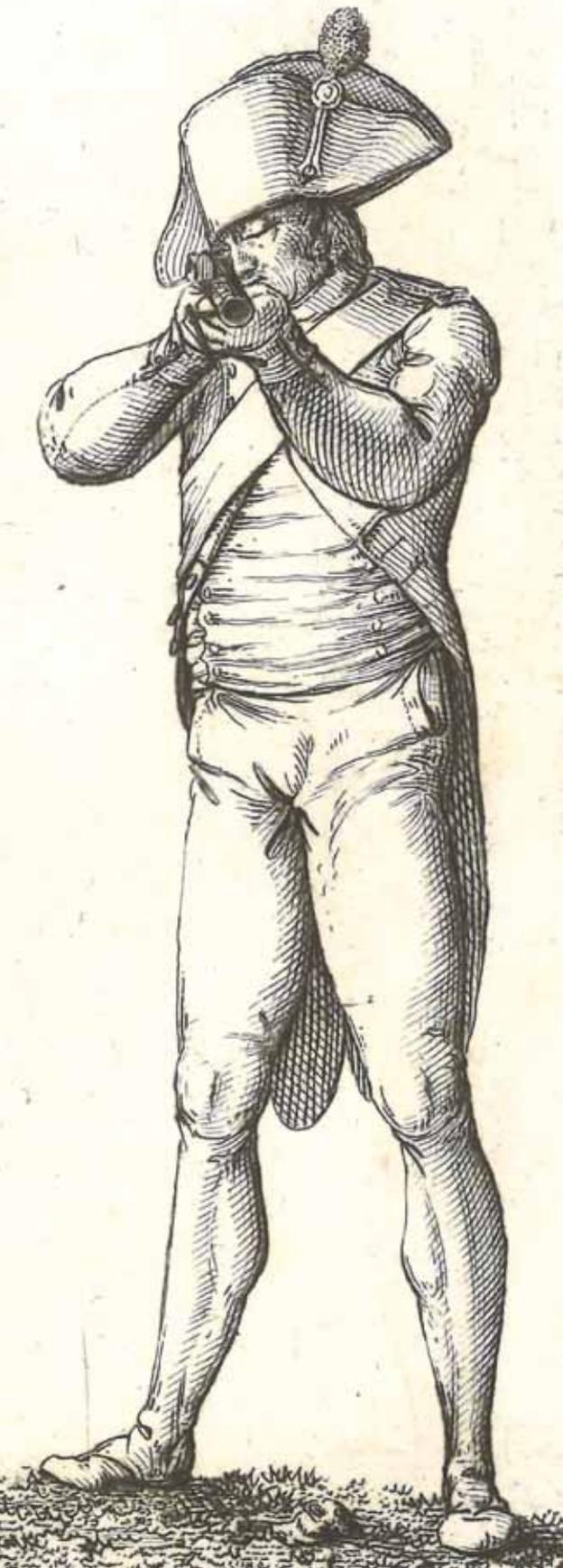
Das komplexe Staatsgebilde des Heiligen Römischen Reiches brach in dieser Krise zusammen: Von 1803 bis 1806 löste sich das Alte Reich regelrecht auf. Die Masse der kleineren und kleinsten Staatswesen ging unter, die kleineren Territorien, Reichsstädte und geistlichen Herrschaften wurden mediatisiert bzw. säkularisiert und größeren Staaten zugeschlagen. Neue Staaten entstanden von Napoleons Gnaden. Einige wenige der alten Fürstenstaaten blieben erhalten, wuchsen enorm und wurden als Königreiche und Großherzogtümer souverän. Dafür wurden sie zu Vasallen Frankreichs, die mit ihren Heeren die Grande Armée Napoleons verstärken mussten.

Bayern wurde mit Glück und Geschick einer der großen Gewinner dieser Entwicklung. Obwohl das seit 1777 vereinigte Kurfürstentum Pfalz-Bayern zunächst durch den Verlust seiner linksrheinischen Gebiete geschwächt worden war, konnte es sich

zunehmend durch schwäbische und fränkische Gebiete stark vergrößern und ein geschlossenes Territorium bilden. 1806 wurde es zum Königreich. Der Preis der neuen Krone war die militärische Aufrüstung und Teilnahme an Napoleons Kriegen gegen Österreich, Russland und Preußen.

Nachdem Napoleons Russlandfeldzug, bei dem auch rund 30.000 bayerische Soldaten umkamen, im Jahre 1812 gescheitert war, verbündeten sich Europas Staaten erneut gegen Frankreich. König Max Joseph gelang es, im entscheidenden Moment die Seiten zu wechseln. Das Königreich Bayern wurde zum stärksten Mittelstaat im Deutschen Bund.

Die französischen Siege hatten Gegner und Verbündete zu weitreichenden Reformen in Staat und Militär gezwungen. Im Wiener Kongress 1815 entstand eine relativ stabile Ordnung, die über rund fünfzig Jahre größere Kriege in Europa verhinderte.



1792 – 1815 Revolution der Kriegsführung?

Durch die gesellschaftlichen Umwälzungen in Folge der französischen Revolution wurden Soldaten leichter verfügbar und ersetzbar: Die Wehrpflicht aller Staatsbürger machte sie „billiger“. Die Heere wurden größer, hohe Verluste konnten ausgeglichen werden.

Nationale Begeisterung sollte fehlenden Drill ausgleichen. Mit den massenhaft rekrutierten jungen Soldaten war die komplizierte Lineartaktik aber nicht mehr möglich. Die Infanterie sollte in tiefgestaffelten Kolonnen mit dem Bajonett angreifen. Feldherren wie Napoleon suchten die schnelle Entscheidung in der Schlacht. Die Kriegsführung wurde beweglicher und aggressiver, so dass die kleineren und schwerfälligen Berufsheere alter Art sich häufig unterlegen zeigten.

Grundlegende technische Veränderungen in Ausrüstung und Bewaffnung gab es kaum, aber die Waffenherstellung wurde rationalisiert. Vor allem die Artillerie wurde weiter vermehrt und beweglicher gemacht, so dass auch großkalibrige Geschütze auf dem Schlachtfeld effektiv eingesetzt werden konnten. Sie wurde in vielen Schlachten zur entscheidenden, „tödlichsten“ Waffengattung.

Ausschnitt aus: Christian von Mechel, Soldaten und Platoon-Schule für die Infanterie aus dem französischen Regiment vom 1. August 1791 übersetzt, Basel 1799, Platte IV, Figur 7
Kupferstich, Gesamtmaße: 20 x 33,5 cm,
Höhe der Darstellung 11 cm
Bayerische Armeebibliothek, Sign. FDv 48

Alte Waffen – Neue Taktik

In den Napoleonischen Kriegen blieb die Bewaffnung der Soldaten noch fast die gleiche wie zuvor. Innovationen beschränkten sich auf kleine technische Verbesserungen.

Seit dem späteren 18. Jahrhundert wurde neben der „Linien-Infanterie“ eine sogenannte „Leichte Infanterie“ aufgestellt. Sie kämpfte beweglich und in aufgelöster Ordnung statt in starrer Formation. In einigen Armeen wurden solche Soldaten als „Jäger“ oder „Schützen“ mit gezogenen Gewehren ausgerüstet, die zum gezielten Schießen geeignet waren.

Bei der Kavallerie entstanden neue Gattungen wie Jäger zu Pferde, Chevauxlegers (Leichte Dragoner) und Lanzenreiter (Ulanen). Bei der schweren Kavallerie wurden erneut Helme, Brust- und Rückenpanzer eingeführt.

Füsilier-Säbel

Obwohl er als Waffe bedeutungslos war, gehörte ein Säbel als „Seitengewehr“ zur Ausrüstung jedes Soldaten.

Solche Füsiliersäbel wurden in dieser Form 1794 bei der bayerischen Infanterie eingeführt und bis 1838 getragen. Seit 1806 war auf der Klinge der gekrönte Namenszug „MJK“ (Maximilian Joseph König) eingraviert.

Die Säbel waren bei den Soldaten beliebt, auch wenn die Armeeführung sie gerne eingespart hätte.

Füsiliersäbel Modell 1794, bayerisch, nach 1806, Eisen, Messing, Tombak, Länge 73 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. E 1581





Gewehr Modell 1801

Das Steinschlossgewehr war bis 1830 die Standardwaffe der Infanterie. Seit der Zeit um 1700 wurden einige Details verbessert, doch blieb es im Prinzip ohne große Veränderungen.

Neuerungen gab es in der Herstellung: Die Bauteile wurden nach genaueren Normen gefertigt, so dass beschädigte Elemente nun leichter zu ersetzen waren. Neu war auch die stabilere Form des Hahns mit herzförmigem Ausschnitt, die zuerst 1777 in Frankreich eingeführt worden war.

Dieses Gewehr nach französischem Vorbild wurde seit 1801 einheitlich für die bayerische Armee in der neu gegründeten staatlichen Gewehrfabrik Amberg produziert.

Steinschloss-Infanteriegewehr mit Bajonett, Modell 1801, bayerisch, Amberg, 1801-1804, Eisen, Stahl, Messing, Nussbaumholz, Länge mit Bajonett 193,5 cm Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. H 6977.1-2



Patronentasche

Das wichtigste Ausrüstungsstück des Infanteristen war die Patronentasche, die an einem breiten Bandelier über der linken Schulter getragen wurde.

Eine Patronentasche fasste üblicherweise 60 Patronen. Damit konnte ein Soldat auch ein längeres Feuergefecht bestehen. Weitere Patronen wurden den Truppen auf Wagen in die Schlacht nachgeführt. Diese Menge zeigt, welche Bedeutung die Handfeuerwaffen seit etwa 1700 gewonnen hatten.

Die vorgefertigten Patronen für das Stein-
schlossgewehr bestanden aus einer längli-

chen Papierhülle mit der nötigen Portion Schwarzpulver, in der vorne die Kugel eingewickelt war.

Solche Patronentaschen wurden in Preußen ab 1809 verwendet. Auf dem ovalen Messingblech ist der preußische Adler geprägt.

Patronentasche, preußisch nach 1809,
Rindsleder, Messing, ca. 23 x 14 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0589-2018



Rumford-Säbel

Schwere, lange Säbel wurden immer mehr zur Standardwaffe der Kavallerie. Sie waren einfach zu handhaben und verursachten schwere Verletzungen beim Gegner.

Dieser Säbel wurde seit 1788 bei der ganzen bayerischen Reiterei eingeführt. Das aus eisernen Bügeln geformte eckige Gefäß zum Schutz der Hand war typisch für diese nach dem bayerischen Militärreformer als „Rumford-Säbel“ bezeichnete Waffe.

Auf der Klinge ist die Devise: „Für Den Vater Des Vaterlandes“ unter dem Kurhut und dem Namenszug CT (Carl Theodor) eingraviert.

Kavalleriesäbel Modell 1788, kurbayerisch, vor 1799, Stahl, Holz, Leder, Länge 97,5 cm Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 2393



Bayerische Pistole Modell 1804

Die Pistolen der Kavallerie wurden um 1800 handlicher. Das entsprach ihrer Funktion als Waffe für den Notfall.

Mit ihrer geringen Treffsicherheit und Schussweite waren Reiterpistolen nur auf kurze Entfernung wirksam. Sie dienten vor allem zur Selbstverteidigung, bevor es zum Nahkampf mit Säbel oder Pallaschkam.

Dieses Exemplar ist ein gesiegeltes Muster, das als Vorbild für die Serienfertigung diente.

Steinschloss-Pistole Modell 1804, bayerisch, Amberg, Eisen, Stahl, Messing, Nussbaumholz, Länge 38,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. B 300



Kavallerie-Karabiner Modell 1804

Das verkürzte Gewehr der Kavallerie hatte im Vergleich zur Pistole eine deutlich höhere Reichweite.

Die Karabiner waren weniger für den Einsatz in einer Schlacht, als für den alltäglichen Dienst der Reiterei von Bedeutung. Bei ihren Erkundungsritten, Patrouillen und Überfällen kam es häufig zu Feuergefechten.

Dieser von der bayerischen Reiterei seit 1804 verwendete Karabiner hatte das gleiche Kaliber wie das Infanteriegewehr, doch waren seine Reichweite und Treffsi-

cherheit durch den verkürzten Lauf geringer. An der linken Seite des Schafts ist eine so genannte Reitstange angebracht. Das Bandelier des Reiters besaß einen Karabinerhaken, der dort eingehängt wurde, um den Verlust der Waffe zu verhindern, wenn der Reiter zum Säbel griff.

Karabiner Modell 1804 für die bayerische Kavallerie, Suhl, um 1810, Eisen, Stahl, Messing, Nussbaumholz, Länge 95 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. B 531



Infanterie-Trommel

Die Trommeln der Infanterie wurden um 1800 zumeist etwas kleiner und leichter. Sie blieben aber unentbehrlich.

Der Trommelschlag bestimmte den Takt des Marschierens. Im Lärm der Schlacht sollten die Trommeln durch bestimmte Signale Befehle übermitteln und den Soldaten durch ihren lauten Klang Mut machen.

Diese bayerische Infanterietrommel trägt den geprägten Namenszug von König Max I. Joseph „MJK“ unter der Königskrone.

Infanterie-Trommel, bayerisch ab 1806,
Messing, Holz, Kalbfell, Schnur, Leder,
Tiersaiten, Höhe 39 cm, Durchmesser 40 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. B 382



Schützenhorn

Bei der Leichten Infanterie wurden Signale mit Jagdhörnern übertragen. Signalhörner konnten mit ihrem variablen und gut hörbaren Klang viele verschiedene Befehle übertragen. Dies war besonders bei der Leichten Infanterie von Bedeutung, die in aufgelöster Ordnung kämpfte. Trommeln waren hier kaum brauchbar.

In Bayern waren für die Schützenkompanien 16 verschiedene Signale vorgeschrieben. Diese Form der Schützenhörner wurde von 1804 bis 1856 verwendet.

Schützenhorn für leichte Infanterie, bayerisch, München, nach 1804, hergestellt durch G. Ottensteiner, Messing, Wolle; Höhe 28, Breite 37,5 cm Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. N 1416



6-pfündige Feldkanone „Arco Carl“

Von etwa 1750 bis 1860 waren Kanonen dieses Kalibers die wichtigsten Geschütze der Feldartillerie. Mit sechs Pferden bespannt, waren sie auf dem Schlachtfeld gut beweglich und sehr wirkungsvoll.

Das Kaliber wurde im Gewicht einer Eisenkugel (Nürnberger Pfund = 509,5 g) angegeben. Der Durchmesser der Kugel entsprach dem des Rohrs.

Die Lafette ist nicht zeitgenössisch. Ihre Bauart unterscheidet sich allerdings kaum vom Muster der napoleonischen Zeit. Diese Lafette wurde 1866 hergestellt und entspricht einem Modell von 1836.

Wie alle bayerischen Bronzerohre trägt das Rohr einen individuellen Namen: ARCO CARL.

Auf dem Bodenstück wurden die Initialen der technischen Leiter des Gieß- und Bohrhauses Augsburg eingraviert: IR und CN. Sie stehen für Ignaz Reißer und Caspar Nietzl.

Reißer war der Stückgießer. Von 1801 bis 1830 goss er 295 Rohre, davon 128 Sechspfünder. Nietzl war als Stückbohrer für die mechanische Bearbeitung der gegossenen Rohre zuständig.

6-pfündige Kanone, bayerisch, Gieß- und Bohrhaus Augsburg, 1814, Bronze, Eisen, Ulmenholz
Raddurchmesser 143 cm, Rohrlänge 175 cm,
Gesamtlänge ca. 320 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0378-1988



Napoleon Bonaparte

Mit dem Feldzug in Norditalien zeigte Napoleon Bonaparte (1769-1817) seine Fähigkeiten, die Verhältnisse in Europa militärisch neu zu bestimmen.

Durch den erfolgreichen Feldzug in Norditalien gegen die österreichischen Truppen sicherte er sich den Ruf als wichtigster General der jungen Französischen Republik.

Napoleon inszenierte sich mit Nachrichten und Bildern in neuartiger Weise. Aus den Alpen herab stürmt der Reiter in wildem Galopp in die Ebene Italiens. Ein Leopardenfell als Satteldecke und das

Gorgonenhaupt auf der Brust des Pferdes unterstreichen die aggressive Energie der Revolution. Der Reiter aber wendet den Blick in überlegener Ruhe zurück.

Das Bild signalisiert, dass der Anbruch einer neuen Zeit nicht mehr aufzuhalten ist. Es handelt sich um eines der frühesten Porträts des späteren Kaisers der Franzosen.

Buonaparte, Radierung von Ph. A. Hennequin, 1797/98, nach einem Gemälde von Andrea Appiani (1754-1817), 55,5 x 37,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0436-2010



Erzherzog Carl von Österreich

Erzherzog Carl (1771-1847), der Bruder Kaiser Franz II., war der erste Feldherr, der gegen Napoleon erfolgreich war.

Erzherzog Carl war Österreichs bedeutendster Heerführer, der seit 1796 zahlreiche Erfolge gegen die französische Heere errang. Zuletzt schlug er die Armee Napoleons 1809 in der Schlacht bei Aspern. Obwohl er wenig später bei Wagram geschlagen wurde und den Oberbefehl niederlegen musste, wurde Erzherzog Carl seither als „Retter Germaniens“ gefeiert und verehrt.

In Generalsuniform lehnt er an einem Geschütz, in der Rechten hält er das Fern-

rohr des Feldherrn. Im Hintergrund weist eine kleine Gefechtsdarstellung auf seine militärischen Leistungen hin.

Auf dem Portrait wirkt er wie eine Gegenfigur Napoleons, nicht wie ein Vertreter der „alten“ Mächte. Die lässig-aggressive Pose ist ebenso neu wie die Hervorhebung der Artillerie.

Erzherzog Carl von Österreich, Gemälde von Moritz Kellerhoven, 1795/1800, Öl auf Leinwand, 218 x 149,5 cm

Leihgabe der Bay. Staatsgemäldesammlungen Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. L 7090



Bilder des Leidens und Grauens

Der Artillerieoffizier Christian Wilhelm von Faber du Faur (1780-1857) gehörte zu dem württembergischen Kontingent, das 1812 an Napoleons Russlandfeldzug teilnahm. Von dem, was er dort sah, fertigte er fast täglich Skizzen an.

Faber du Faur überlebte als einer von Wenigen.

Er gilt bis heute als einzigartiger Chronist jener militärischen Katastrophe bislang unbekanntes Ausmaßes, die sich tief in die

Vorstellungswelt Europas eingepägt hat. Nach dem Krieg verarbeitete er seine Studien in Zeichnungen und Aquarellen. Diese Originale konnten in den 1920er Jahren für das Bayerische Armeemuseum angekauft werden und stellen heute einen einmaligen Schatz der graphischen Sammlung dar. Sie sind die unmittelbaren Vorlagen der 100 Lithographien, die von 1831-1846 publiziert wurden.

Schlacht bei Krasnoj

Der Rückzug der geschlagenen „Großen Armee“ Napoleons entwickelte sich von Tag zu Tag mehr zur Katastrophe.

Der frühe Wintereinbruch traf die geschwächten Truppen unvorbereitet. Gegen die Angriffe der russischen Armee konnten sie sich nur noch mit Mühe behaupten. Dieses große Blatt vereinigt mehrere

Motive, die sich später auf den Vorlagen für die Lithographienserie finden.

„Zwischen Smolensk und Krasnoj am 15. November 1812“, Temperagemälde von C.W. von Faber du Faur, 1814, Wasserfarben auf Papier, 52,2 x 88,3 cm

Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0492-1997.c



Gefallene französische Soldaten

Die Brücke über den Fluss Kolotscha bei Borodino war am 17. September 1812 Schauplatz eines blutigen Kampfes.

Beim Versuch der Franzosen, über die Brücke gegen die Höhen von Gorki vorzugehen, wurden sie von überlegenen russischen Kräften mit einem mörderischen Feuer empfangen und mussten sich zurückziehen. Nur die weithin sichtbaren Pferdekadaver und die teilweise gefled-

erten Leichen gaben Zeugnis von dem blutigen Gefecht. Der Heereszug hatte sie wie Abfall auf seinem Wege zurückgelassen.

„Die Brücke über die Kolotscha bei Borodino, den 17. September 1812“, Aquarell von C.W. von Faber du Faur, 1827/30, Wasserfarben auf Papier, 28 x 35,8 cm

Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0064-1967.57



Zurückgelassene Verwundete

Schon auf dem Vormarsch erlitt die „Grande Armee“ Napoleons schwerste Verluste. Nach der blutigen Schlacht bei Borodino am 7. September 1812 mussten bei ihrem Weitermarsch auf Moskau zahlreiche Verwundete zurückgelassen werden.

Die nach Moskau vorrückende Armee ließ ihre Kranken und Verwundeten in verschiedenen Siedlungen entlang der Straße zurück.

Viele dieser provisorischen Lazarette brannten aber durch den sorglosen

Umgang mit Feuer ab, wobei die zumeist bettlägerigen Patienten Opfer der Flammen wurden. Die wenigen Überlebenden, oftmals selbst durch das Feuer schwer verletzt, überließ man ihrem Schicksal.

„An der großen Straße von Moshaisk nach Krymskoje, den 18. September 1812“, Aquarell von C.W. von Faber du Faur, 1827/30, Wasserfarben auf Papier, 20 x 27,2 cm Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0064-1967.59



Die Letzten

Die Reste der Grande Armée versuchten nur noch, so schnell wie möglich Russland zu verlassen und über den Grenzfluss Memel nach Ostpreußen zu gelangen.

Von über 600.000 Soldaten kehrten weniger als 10 Prozent zurück. Bei der bayerischen Armee überlebten weniger als 3000 von 30.000 Mann. Die meisten der Soldaten waren nicht durch Kampfhandlungen ums Leben gekommen, sondern an Krankheiten, Hunger, Erschöpfung oder Erfrierungen zu Grunde gegangen. Die

Versorgung war schon im Sommer zusammengebrochen.

Auf dem Bild schleppen sich württembergische Offiziere durch den Schnee. Jegliche militärische Ordnung hatte schon lange aufgehört zu bestehen.

„Bei Eve, den 11. Dezember 1812“, Aquarell von C.W. von Faber du Faur, 1827/30, Wasserfarben auf Papier, 19 x 29,9 cm

Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0064-1967.97



Erfolg trotz Niederlage: Hanau 1813

In der Schlacht bei Hanau (29.-31. Oktober 1813) führte der bayerische General Graf Wrede ein aus Österreichern und Bayern bestehendes Heer. Dieses stellte sich der Hauptarmee Napoleons entgegen.

Die französische Streitmacht war den Verbündeten deutlich überlegen und setzte sich schließlich durch, doch erlitten beide Seiten schwerste Verluste. Über 10.000 Tote und Verwundete blieben auf dem Schlachtfeld.

Trotz ihres Sieges war die französische Armee sehr geschwächt und zog sich weiter nach Frankreich zurück. Politisch war die Schlacht ein Erfolg für Bayern: König Max Joseph hatte sich erst drei Wochen vorher von Napoleon losgesagt. Mit diesem militärischen Einsatz bewährte sich die bayerische Armee als wertvolles Mitglied der Koalition gegen Frankreich.

Schlacht bei Hanau, Gemälde von Wilhelm von Kobell, 1814, Öl auf Leinwand, 206 x 323 cm
Leihgabe der Bay. Staatsgemäldesammlungen
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. L 7075







Manier
von
Speckel

20 Ruthen

Belagerungen

Festungen spielten in fast allen europäischen Kriegen der Frühen Neuzeit eine bestimmende Rolle. Viele Feldzüge drehten sich um den Besitz einzelner Festungstädte. Es gab deutlich mehr Belagerungen als große Schlachten.

Befestigte Städte waren die am härtesten umkämpften Objekte. Wenn sie am Rande eines Herrschaftsgebietes lagen, bestand ihre strategische Rolle darin, das Eindringen feindlicher Armeen zu erschweren und gleichzeitig als Ausgangspunkt für eigene Angriffe dienen zu können. Als „Schlüssel des Landes“ sperrten sie die Verkehrswege und beherrschten einen weiten Umkreis. Aber auch größere Städte im Innern des Landes konnten als Festungen von großer Bedeutung sein. Gerade große und wohlhabende Städte, die als Wirtschafts- und Handelszentren an wichtigen Straßen und Flüssen lagen, waren für die Kriegsführung der Frühen Neuzeit von entscheidender Bedeutung. Denn hier waren auch die Ressourcen vorhanden und lagerten die Vorräte, die als Versorgungsbasis der Armeen unersetzlich waren.

Nachdem die Durchsetzung der schweren Feuerwaffen dazu geführt hatte, dass hohe Mauern keinen Schutz mehr boten, hatte sich seit dem 16. Jahrhundert eine neue Art von Festungsbau entwickelt, der weitaus größere Flächen benötigte und viel höhere Kosten verursachte als die Stadtmauern des Mittelalters. Dies konnten fast nur die fürstlichen Potentaten großer Herrschaftsgebiete finanzieren, so dass nur noch einzelne Städte zu immer stärkeren Festungen ausgebaut wurden. Ingolstadt stellt als Hauptfestung des Kurfürstentums Bayern geradezu ein Musterbeispiel

dafür dar. Der technische Wettlauf zwischen Angriff und Verteidigung erforderte laufend Erweiterungen und Modernisierungen. Gegen die immer aufwendigere Befestigungsweise mit Bastionen, Wällen und Gräben entwickelte sich seit etwa 1670 eine systematische Angriffstechnik mit Laufgräben und Geschütz batterien.

Die Zeit, bis eine Festung kapitulieren musste, erschien berechenbar. Dennoch dauerten Belagerungen oft lange. Die Angreifer benötigten für viele Wochen Lebensmittel, die ebenso wie schwere Geschütze und Munition über große Distanzen antransportiert werden mussten. Nicht selten wurden Belagerungen aufgehoben, weil diese Versorgung nicht gelang oder eine Armee die Belagerer vertrieb.

Manche Stadt lag dann aber schon in Trümmern. Für die Bevölkerung einer Stadt verkehrte sich der Schutz, den die Befestigung im Kriegsalltag gegen durchziehende und plündernde Truppen bot, ins Gegenteil: Nun stand die Stadt selbst im Mittelpunkt des Kriegsgeschehens. Brand, Zerstörung und Tod drohten nicht nur durch den Beschuss; eine längere Belagerung konnte auch zum Zusammenbruch der Lebensmittelversorgung führen, zumal die militärische Besatzung oft viel zahlreicher war als die Einwohnerschaft. Wenn eine Festung nicht rechtzeitig von ihrer militärischen Besatzung übergeben wurde, was allerdings relativ selten vorkam, war die Bevölkerung dem Wüten der plündernden und mordenden Sieger schutzlos ausgeliefert.



Wälle, Gräben und Bastionen

Seit etwa 1550 setzte sich in Europa eine neue Art des Festungsbaus durch. An die Stelle der hohen Mauern der Burgen und Stadtbefestigungen traten niedrigere, aber massive Erdwälle.

Die schweren Kanonen der Artillerie konnten senkrechte Mauern leicht durchbrechen. Schräg ansteigende Wälle waren nicht so leicht zum Einsturz zu bringen. Immer tiefer gestaffelte Festungsbauten

dehnten sich weit in das Vorgelände aus. Komplizierte, geometrisch berechnete Systeme von Wällen, Gräben und Bastionen wurden angelegt, um die Annäherung des Belagerers zu erschweren. Es sollte keine toten Winkel geben, in denen ein Angreifer sich vor dem Beschuss aus der Festung decken konnte. Dies machte den Bau und Erhalt von Festungen immer aufwendiger und teurer.

Planungsmodell für die Erweiterung der Festung Ingolstadt 1566

1537 begann man mit Ingolstadts Ausbau zur Festung. Kaum waren die Festungsanlagen um 1565 fertiggestellt, wurde bereits geplant, Ingolstadt weiter auszubauen und die Stadt mit einer größeren und moderneren Umwallung zu versehen.

Um dem Feuer der Artillerie zu widerstehen, gegen das hohe Mauern keinen Schutz mehr boten, mussten gewaltige Befestigungen mit Erdwällen und Gräben vor die mittelalterliche Stadtmauer gesetzt werden.

Das Modell zeigt, wie mächtig die neuen Anlagen im Verhältnis zur mittelalterlichen Stadt geplant waren. Der Verlauf der alten Stadtmauer ist noch durch eine (nur teilweise erhaltene) schmale Leiste erkennbar. Der davor gelegte Hauptwall sollte an den Ecken durch große, fünfeckige Boll-

werke (Bastionen) verstärkt werden. Sie hatten sich gegenseitig zu decken. Davor wurden ein breiter Graben und ein weiterer niedrigerer Wall geplant.

Dieser für seine Entstehungszeit sehr moderne Entwurf wurde so nicht ausgeführt. Das Modell beweist aber, welche Bedeutung der Befestigung Ingolstadts zugemessen wurde.

Das verwendete Fichtenholz wurde 1566 oder wenig später geschlagen. Es ist damit eines der ältesten derartigen Modelle in ganz Europa.

Planungsmodell der Festung Ingolstadt, bayerisch, um 1570, Fichtenholz, Maßstab ca. 1:640, 194 x 202 cm Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. N 5104



Bauweisen von Festungen

Die hier gezeigten Reliefmodelle sind dreidimensionale Beigaben zu einem Handbuch der Befestigungskunst, das der preußische Offizier Alexander von Zastrow (1801-1875) in mehreren Auflagen von

1828 bis 1854 herausgab. Sie zeigen immer einen Ausschnitt, an dem die technischen Prinzipien erkennbar sind. Von den insgesamt 16 Modellen der Serie werden hier neun gezeigt.

Festungsbau nach Albrecht Dürer

Der heute fast nur noch als Maler und Graphiker berühmte Albrecht Dürer (1471-1528) veröffentlichte 1527 das erste deutschsprachige Buch über den Festungsbau.

Der mauerbrechenden Artillerie setzte er massive Wälle entgegen. Auf riesigen gerundeten Bollwerken (Basteien) waren Plattformen für Kanonen angelegt. Im

Innern waren Kasematten mit Schießscharten untergebracht, von denen aus der Graben verteidigt werden sollte.

Reliefmodell nach Zastrow: Manieren von Albrecht Dürer, 1828, Holz, Ölfarbe, Gips, 32 x 38,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. C 3273



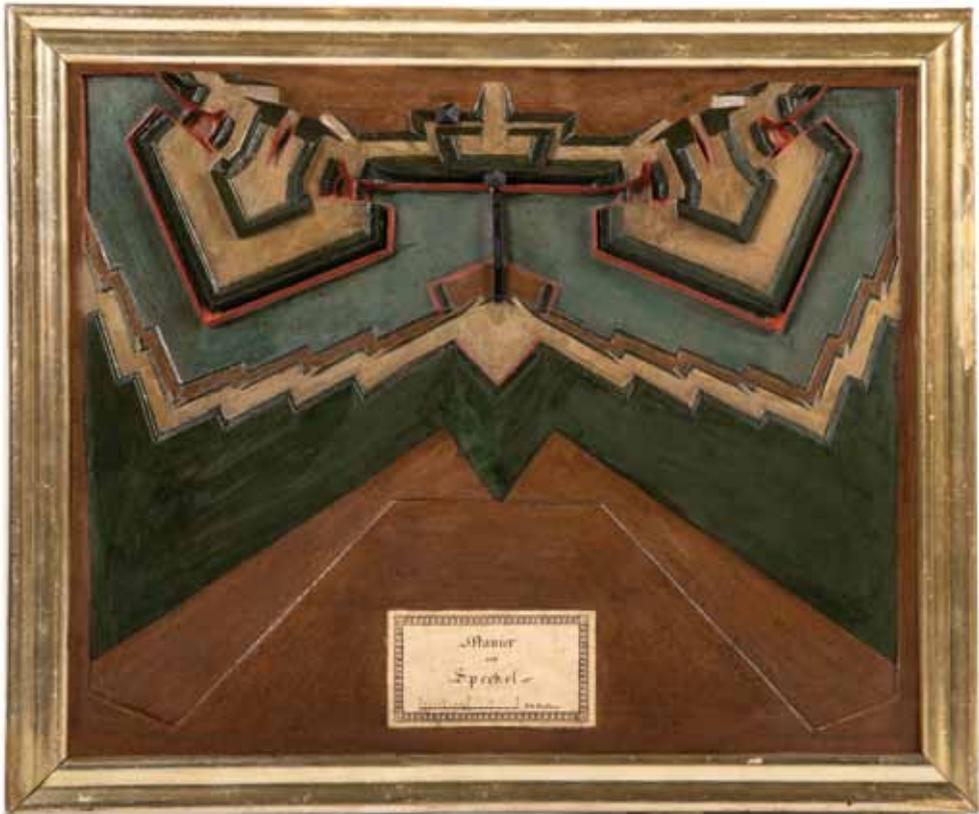
Italienische Befestigungsweise

In Italien wurden im 16. Jahrhundert polygonale Bastionen entwickelt, die an den Flugbahnen von Artilleriegeschossen ausgerichtet waren, um tote Winkel gänzlich auszuschließen.

Das Prinzip der meist fünfeckigen Bastionen, die vom Hauptwall aus mit zwei schrägen Flanken nach vorne gerichtet waren, setzte sich bald in ganz Europa durch und bestimmte den Festungsbau der gesamten Frühen Neuzeit.

Das Modell zeigt unten die ältere Variante mit sehr kleinen Bastionen und oben die „neu-italienische Manier“: Hier sind die Bastionen größer und der dazwischen liegende Wall (Kurtine) wird durch ein Vorwerk gedeckt.

Reliefmodell nach Zastrow: Manier der Italiener, 1828, Holz, Ölfarbe, Gips, 32 x 38,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. C 3274



Entwurf von Daniel Speckle

Der Straßburger Festungsbaumeister Speckle (1536-1589) machte auch Entwürfe für die Befestigung von Ingolstadt. Speckle entwarf u.a. große Bastionen mit erhöhten Plattformen für Geschütze (Kavaliere). Dabei ging es darum, die Möglichkeiten zum Waffeneinsatz für die Verteidiger zu erhöhen.

Charakteristisch für Speckle ist der wie eine Säge gezackte „gedeckte Weg“ als erste Verteidigungslinie.

Reliefmodell nach Zastrow: Manier von Speckle, 1828, Holz, Ölfarbe, Gips, 32 x 38,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. C 3283



Altniederländische Manier

Adam Freitag (1608-1650) war einer der Ingenieure, die den neuen Festungsbau auf die Verhältnisse der Niederlande übertrugen.

Die massiven Steinbauten mit ihren hohen Wällen und tiefen trockenen Gräben, die in Italien und Süddeutschland möglich waren, konnten in den Niederlanden nicht gebaut werden. Hier arbeitete man

mit niedrigen Erdwällen und nutzte den hohen Grundwasserstand aus, um ein System von breiten Wassergräben anzulegen. Die Ausdehnung der Festung ins Vorfeld wurde dabei erweitert.

Reliefmodell nach Zastrow: Manier von Freitag, 1828, Holz, Ölfarbe, Gips, 32 x 38,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. C 3275



Neu-Niederländische Manier

Menno van Coehoorn (1641-1704) entwickelte das niederländische Befestigungssystem konsequent weiter.

Coehoorn verbesserte die Verteidigungsfähigkeit der niederländischen Festungen erheblich. Dies erreichte er zum Teil durch noch breitere und tiefere Gräben, welche die Annäherung des Feindes erschwerten. Außerdem wurden größere Teile der

Festung mit Ziegelsteinen gemauert und zahlreiche geschützte Stellungen angelegt, aus denen Angreifer beschossen werden konnten.

Reliefmodell nach Zastrow: 1te Manier von Coehorn, 1685, Holz, Ölfarbe, Gips, 32 x 38,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. C 3276



Tenailensystem nach Landsberg

Der deutsche Ingenieur Hermann Landsberg d. J. (1670-1746) reduzierte die Festung auf ein System gestaffelter spitzwinkliger Flanken.

Das 1712 entwickelte System der Tenailen (deutsch: Zangen) war darauf angelegt, dass die Festungswerke einander noch

besser schützen konnten. Es wurde viel diskutiert, aber an keiner größeren Festung ganz verwirklicht.

Reliefmodell nach Zastrow: System von Landsberg, 1828, Holz, Ölfarbe, Gips, 32 x 38,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. C 3277



Vaubans Festungsbau

Sébastien le Prestre de Vauban (1633-1707) war der berühmteste Erbauer und Belagerer von Festungen in seiner Zeit. Er passte seine Konstruktionen genial an die örtlichen Voraussetzungen an.

Ein wichtiges Element aus der Erfahrung mit Belagerungen war die Einfügung von Abschnitten, um jedes einzelne Festungswerk je für sich verteidigen zu können. So

wurden die Bastionen durch einen Graben vom Hauptwall getrennt. Seine hier gezeigte „Dritte Manier“ verwirklichte Vauban 1699 beim Bau der kreisförmigen Idealstadt Neuf-Brisach (Elsass).

Reliefmodell nach Zastrow: 3te Manier von Vauban, 1828, Holz, Ölfarbe, Gips, 32 x 38,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. C 3280



Schule von Mézières

In der Nachfolge Vaubans entwickelten der Ingenieur Cormontaigne (1695-1752) und nach ihm die Ingenieur-Schule in Mézières den französischen Festungsbau weiter.

Die Verteidigungslinie wurde noch weiter vorgeschoben, indem vor die Bastionen noch große Vorwerke (Lunetten) gesetzt

wurden. Dieses Modell bezieht sich auf ein Konzept von 1764.

Reliefmodell nach Zastrow: Manier von Cormontaigne nebst den Zusätzen der Schule von Mézières, 1828, Holz, Ölfarbe, Gips, 32 x 38,5 cm

Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. C 3281



Das System von Montalembert

Gegen das allgemein anerkannte System der Bastionärfestung rebellierte der französische Kavallerieoffizier de Montalembert (1714-1800).

Grundprinzip seiner sehr zahlreichen Entwürfe war die Stärkung der Abwehr. Diese wollte er durch eine Vielzahl von fest gemauerten Kasematten und Türmen mit Stellungen für Geschütze und für Infanterie zur Nahverteidigung fördern.

Seine Vorschläge, die er seit 1776 in umfangreichen Bänden publizierte, wurden zumeist erst im 19. Jahrhundert aufgegriffen.

Reliefmodell nach Zastrow: System von Montalembert, 1828, Holz, Ölfarbe, Gips, 32 x 38,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. C 3282



Mit Schweiß und Spaten

Der Bau einer Festung, ihre Vorbereitung zur Verteidigung, aber auch die Belagerung erforderten gewaltige Erdbewegungen. In der Frühen Neuzeit bedeutete das menschliche Schwerstarbeit.

Als Arbeiter wurden nicht nur die Soldaten verpflichtet, sondern auch die Bürger einer Festungsstadt und die Bauern aus den Dörfern der Umgebung. Während die Bürger für den Schutz ihrer Stadt schanzten (davon kommt der Spitzname der Ingolstädter: „Schanzer“), schufteten die Bauern für beide Seiten: erst für die Verteidiger, dann für die Angreifer.

Während der Belagerung wurde die Arbeit lebensgefährlich, da auf alles geschossen wurde, was sich zeigte. Der Bau von Laufgräben und Stellungen für die Artillerie fand daher meist in der Dunkelheit der Nacht statt.

Spaten

Die wichtigste „Waffe“ im Festungskrieg war nicht das Geschütz, sondern der Spaten.

Die Annäherung an eine Festung war nur durch mühsames Vortreiben von Laufgräben möglich. Aber auch der Verteidiger bedurfte solcher Schanzwerkzeuge, sei es, um Schäden nach Beschießungen auszubessern, oder bei Ausfällen, um die Gräben des Belagerers wieder zuzuschütten. Die gewaltigen Erdarbeiten beim Fes-

tungsbau und bei der Belagerung waren im Wesentlichen das Werk menschlicher Muskelkraft. Die Leistungen der Schanzarbeiter, die mit diesem einfachen Werkzeug in kurzer Zeit verrichtet wurden, sind erstaunlich.

Spaten, deutsch, Ende 18. Jahrhundert,
Eisen, Holz, Länge 146 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 10710



Parade-Axt der Sappeure

Sappeure führten die gefährlichsten Schanz- und Erdarbeiten vor Festungen durch. Ihr Name ist vom französischen „la sape“ (Laufgraben) abgeleitet.

Auch zu den Grenadierkompanien gehörten einige Sappeure (auch als Pioniere oder Zimmerleute bezeichnet). Mit ihren Äxten mussten sie beim Sturmangriff hölzerne Verschanzungen zertrümmern.

Die hier gezeigte, dekorativ ausgeschmiedete Axt diente nicht als Werkzeug, sondern war als Symbol dieser Spezialtruppe

Mittel der Repräsentation bei Paraden und zeremoniellen Anlässen.

Die Sappeure der französischen Fremdenlegion tragen ihre Äxte und Lederschürzen noch heute alljährlich bei den Paraden zum 14. Juli, dem französischen Nationalfeiertag.

Paradeaxt, deutsch, Ende 18. Jahrhundert,
Eisen, Holz, Länge 98,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 2343



Schubkarre

Der Bau der großen Festungswerke war Handarbeit, für die Erdbewegungen waren Schubkarren das wichtigste Transportmittel.

Die Festungen der Frühen Neuzeit bestanden nur zum Teil aus Steinen und Ziegeln, vor allem aber aus aufgeschüttetem Erdreich. Erdwälle waren nicht nur billiger als Mauerwerk, sondern oft auch besser, da Kanonenkugeln in ihnen einfach stecken blieben.

Schubkarren sind seit dem Hochmittelalter auf Bildern nachweisbar. Die 2013/14 in Ingolstadt gefundenen Schubkarren sind die bisher ältesten erhaltenen Exem-

plare in Europa. Sie wurden bei archäologischen Grabungen gegenüber dem Neuen Schloss an der ehemaligen Eselbastei entdeckt. Das Holz ist auf das Jahr 1537 datiert.

Aus dem gleichen Jahr stammen auch die ältesten erhaltenen Rechnungen für den Ausbau der Festung Ingolstadt.

Schubkarre, deutsch, 1537,
Holz, Eisen, Länge 151 cm, Breite 41 cm, Höhe 39 cm
Leihgabe des Stadtmuseums Ingolstadt
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. L 7089

Belagerung von Mainz 1689

Mainz war eine der größten Festungstädte am Rhein. 1688 wurde sie von französischen Truppen Ludwigs XIV. besetzt. Bei der Belagerung führte Kurfürst Max Emanuel von Bayern einen Hauptangriff. Das zur Rückeroberung zusammengestellte Reichsheer unter dem Kommando des Herzogs von Lothringen bestand aus etwa 60.000 Mann, darunter ein großes kurbayerisches Kontingent unter Max Emanuel.

Nach einer sieben Wochen währenden Belagerung gelangten den Angreifern am 6. September 1689 Sturmangriffe an der südlichen und westlichen Front der Festung. Zwei Tage später kapitulierte die französische Besatzung gegen freien Abzug und übergab die Stadt. Die Verluste der Belagerer betragen etwa 5.000 Tote und Verwundete, die der Verteidiger etwa 2.200 Mann.

Das Bild zeigt die kurbayerische Perspektive in zwei getrennten Szenen: Erhöht im Vordergrund ist das bayerische Lager zu sehen. Als zentraler Akteur rechts vorne steht Max Emanuel (im blauen Rock und mit Hut) bei der Besprechung mit seinen hohen Offizieren.

Im Hintergrund ist der Sturm der bayerischen Truppen auf die Bastionen im Süden der Festung dargestellt. Zu erkennen sind Artilleriestellungen und die planmäßig bis an den Rand der Festung vorgetriebenen Laufgräben. Aus ihnen heraus gehen die Sturmkolonnen vor.

Belagerung von Mainz 1689, Gemälde von Franz Joachim Beich, um 1720, Öl auf Leinwand, 246,3 x 219,8 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 11356





Angriff und Verteidigung

Zwischen den Techniken der Verteidigung und des Angriffs gab es einen ständigen Wettlauf. Je effektiver die Artillerie wurde, desto mehr wurden die Festungen verstärkt und ausgedehnt.

Von den Belagerern wurde ein ausgeklügeltes System von Gräben und Stellungen angelegt, um die Verluste durch den Beschuss aus der Festung gering zu halten. Von beiden Seiten wurden spezielle Waffen für den Belagerungskrieg verwendet: Wallgewehre mit hoher Reichweite und Treffgenauigkeit waren eine Gefahr für jeden, der sich aus der Deckung wagte. Dazu gab es ein großes Sortiment an Explosiv- und Brandgeschossen, die aus Mörsern im hohen Bogen hinter die Stellungen (und auf die Häuser der Stadt) geschossen wurden. Im Nahkampf wurden auch Handgranaten geworfen.

Belagerungsharnisch

Harnische und Helme, die bei Belagerungen zum Einsatz kamen, waren besonders schwer. Nur eine sehr starke Panzerung bot bei der Annäherung an Festungen ausreichenden Schutz gegen das gezielte Gewehrfeuer der Verteidiger.

Bei Belagerungen waren besonders die in den Laufgräben arbeitenden Spezialtruppen (Sappeure) gefährdet. Sie wurden deshalb mit Harnischen ausgestattet, die Schüssen aus der Festung standhalten konnten.

Auch höhere Offiziere trugen bei Belagerungen solche schweren Harnische, da sie sich bei der Beobachtung exponieren mussten. Derartige Spezialausrüstungen

sind nur außerordentlich selten überliefert.

Helm und Kürass entstammen der Rüstkammer der Fürsten von Braunschweig und sind mit 6,3 kg (Helm) bzw. über 22 kg (Harnisch) extrem schwer. Die Samtbespannung des Helmes, die Silbertressen und das Innenfutter aus gesteppter Seide zeigen, dass sie für eine hochgestellte Persönlichkeit gefertigt wurden.

Belagerungsharnisch mit Helm, Braunschweig(?), um 1680, Stahl, Leder, Samt, Messing, Höhe ca. 47 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0277-2017



Wallgewehr mit Luntenschloss

Wallgewehre waren Spezialwaffen für den Festungskrieg.

Der Festungskrieg verlangte Waffen von größerer Reichweite, Durchschlagskraft und Treffgenauigkeit als das Gefecht im Feld, wo Beweglichkeit wichtiger war. Wallgewehre besaßen daher einen längeren Lauf und ein größeres Kaliber als gewöhnliche Infanteriegewehre. Der am Lauf angeschmiedete Haken wurde an

einer Brüstung aufgelegt, um den Rückstoß des schweren Gewehrs aufzufangen. Bis 1868 befand sich dieses Gewehr im Zeughaus der Festung Rosenberg in Kronach.

Wallgewehr, deutsch, um 1600,
Eisen, Ulmenholz, Länge 182 cm, Kaliber ca. 22 mm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 412



Wallgewehr mit Steinschloss

Seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert wurde das Luntenschloss vom Steinschloss abgelöst.

Während für das Luntenschloss zur Schussabgabe eine glimmende Lunte bereitgehalten werden musste, funktionierten Steinschlösser wie ein Feuerzeug, waren also jederzeit schussbereit.

Wallgewehre gehörten zur Ausrüstung von Festungen und Belagerungsparks. In

Friedenszeiten waren sie in Zeughäusern eingelagert, und dies oft für Jahrzehnte. Dieses Gewehr gelangte 1880 aus dem Zeughaus Würzburg in das Armeemuseum.

Wallgewehr, deutsch, 1690-1700,
Eisen, Stahl, Buchenholz, Länge 184 cm,
Kaliber 22,5 mm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. D 229



Österreichisches Wallgewehr

Eine kleine Marke macht es möglich, dieses Steinschloss-Wallgewehr als österreichisches Produkt zu identifizieren.

Auf der Laufoberseite dieser Waffe zeigt der Schlagstempel ein gekröntes „L“. Dieser Stempel wurde im 18. Jahrhundert als Prüfzeichen für Waffen verwendet, die in Wiener Neustadt hergestellt wurden.

Kolbenform und eiserner Ladestock sprechen für eine Anfertigung um 1750. In des

kann dieses Gewehr noch im 19. Jahrhundert für den Ernstfall bereitgehalten haben. Als es 1868 aus der Festung Rosenberg abgegeben wurde, war es allerdings schon lange veraltet.

Wallgewehr, österreichisch, um 1700,
Eisen, Stahl, Buchenholz, Länge 168 cm,
Kaliber 22,5 mm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 1597



Granatgewehr

Granatgewehre dienten dazu, kleine Explosivkörper über eine weite Distanz verschießen zu können.

Ein als kleiner Mörser aufgebauter Becher wurde an die Basis eines Steinschlossgewehrs angesetzt. Mit einer starken Pulverladung konnte eine kleine Handgranate bis zu 250 Meter weit geworfen werden.

Die Brandröhre der Granate wurde entweder bei der Explosion der Treibladung gezündet oder musste vor dem Schuss

von Hand in Brand gesetzt werden. Beides war recht unsicher und für den Schützen gefährlich.

An diesem Stück ist der Kolben wegen des starken Rückstoßes gepolstert. Das Kaliber beträgt 72 mm.

Granatgewehr, deutsch, um 1720 bis 1730,
Eisen, Bronze, Holz, Länge 67 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 1833



Grenadier

Grenadiere waren erfahrene Soldaten der Infanterie, die für den gefährlichen Umgang mit Handgranaten ausgebildet waren.

Grenadierkompanien galten als Elitetruppen, die besonders bei Sturmangriffen auf Befestigungen eingesetzt wurden. Sie waren mit Handgranaten bewaffnet, deren innen liegender Brennzünder mit einer glimmenden Lunte angesteckt wurde. Diese Lunte war in einem Metallbehälter untergebracht, der am Bandelier befestigt war.

Auffälligstes Kennzeichen war ihre Kopfbedeckung, die Grenadiermütze. Weil der

große Hut dabei störte, das Gewehr über den Rücken zu hängen, wenn beide Hände für das Zünden der Granate gebraucht wurden, hatten sie zuerst eine kleine Zipfelmütze getragen. Daraus wurden immer prächtigere, aber auch unpraktischere Mützen aus Fell oder Stoff und Blech, die den Elitestatus ihrer Träger zeigen sollten.

Preußischer Grenadier beim Zünden einer Handgranate, Radierung von J. M. Mannert, um 1750, ca. 15 x 8,5 cm

Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. G 1979



Handgranaten

Handgranaten wurden im Kampf um Befestigungen eingesetzt. Sie konnten hinter die Deckung des Gegners geschleudert werden, wo sie explodierten.

Handgranaten waren Hohlkugeln aus verschiedenem Material, die mit Schwarzpulver gefüllt wurden. Über eine darin steckende Brandröhre oder kurze Zündschnur wurden sie verzögert zur Explosion gebracht. Ihre Splitter verursachten schwere Verwundungen. Der Grenadier zündete sie mit einer glimmenden Lunte, die er mit sich führen musste.

Zumeist bestanden Handgranaten aus Gusseisen oder dickem Glas. Sie waren

handlicher und wirkungsvoller als Granaten aus billigerem Ton.

Handgranate aus Gusseisen, deutsch, 1670-1770, Durchmesser ca. 8 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 1704.a

Zwei Handgranaten aus Glas, deutsch, 1670-1770, Durchmesser ca. 8,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nrn. A 1704 und A 3059

Handgranate aus Ton, deutsch, 1600-1800, Durchmesser ca. 11 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0288-1976



Handgranatentasche für Grenadiere

Grenadiere trugen größere Taschen für die Munition, in denen neben Gewehrpatronen auch mehrere Handgranaten Platz fanden.

Diese voluminöse Tasche wurde an einem breiten Bandelier über der linken Schulter getragen. Die flammende Granate aus Messingblech verweist auf eine Grenadiereinheit.

Sie dürfte vermutlich von einem kurbyaiserischen oder kurpfälzischen Grenadier getragen worden sein, da sie dem Altbestand des Armeemuseums entstammt.

Handgranatentasche, deutsch, um 1700-1730,
Leder, Messing, Höhe 23 cm, Breite 37 cm,
Tiefe 18 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. N 3241

Artillerie und „Ernst-Feuer-Werck“

Im Festungskrieg spielte die Artillerie die Hauptrolle. Schwere Kanonen standen auf den Wällen der Festungen. Belagerer mussten Geschütze und Munition heran transportieren.

Hier kam es nicht auf Beweglichkeit an wie im Feldkrieg. Nur schwere Kanonen konnten auf weite Entfernungen wirken und ihre Kugeln hatten eine große Durchschlagskraft. Mit Haubitzen und Mörsern wurden mit Pulver gefüllte Granaten und Bomben, Steinkörbe und Brandsätze in steilem Bogen auf das Ziel geworfen.

Dies erforderte spezialisiertes Personal. Artilleristen mussten den gefährlichen Umgang mit Explosivstoffen sicher beherrschen. Sie versuchten Entfernungen und die Flugbahnen der Geschosse zu berechnen, was mit den Methoden der Epoche noch sehr schwierig war.



Luntenspieß

Mit dem Luntenspieß konnte man schwere Kanonen und Mörser aus einem sicheren Abstand zünden.

Unter der Klinge befinden sich geschwungene Halter für Zündschnüre.

Diese Stangenwaffe in Form einer Partisane war zugleich ein Rangabzeichen für Offiziere und Unteroffiziere der Artillerie.

Dieses Exemplar kam 1868 aus dem Zeughaus der Würzburger Festung Marienberg in das Bayerische Armeemuseum.

Luntenspieß, deutsch, Ende 17. Jahrhundert,
Stahl, Holz, Länge 214 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. D 65



Geschützaufsätze

Solche Messgeräte (Setzwaagen) wurden zum Ausrichten und Visieren auf das Geschützrohr aufgesetzt.

Mit einem Pendel-Lot konnte das Instrument genau waagrecht ausgerichtet werden.

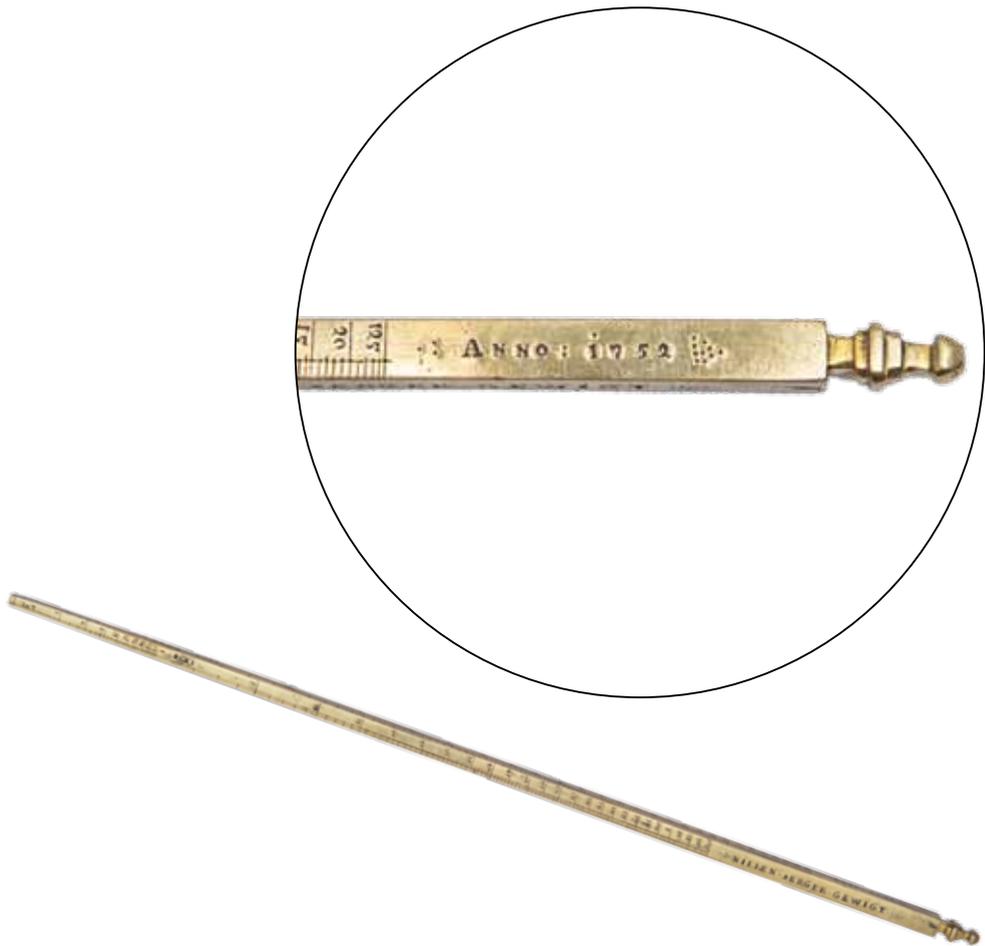
Bei dem Quadrantenauflauf links wird ein Ziel durch das vertikal verschiebbare Lochvisier angepeilt.

Die kunstvolle Ausführung des rechten Aufsatzes mit den gravierten bayerischen

Löwen zeigt, dass solche Präzisionsgeräte oft auch der Repräsentation dienen.

Quadrant mit Pendel und Lochvisier, deutsch, 1700-1750, Höhe 11,5, Breite 10,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. D 1192

Pendelquadrant mit zwei symmetrischen Skalen, kurbayerisch, 18. Jahrhundert, Messing, Eisen, Höhe 11 cm, Breite 12,2 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 9676



Kaliberstab

Ein Kaliberstab diente dazu, Durchmesser von Geschossen aus verschiedenen Materialien zu bestimmen.

Auf den vier Seiten des Metallstabes sind Skalen für Eisen, Blei und Stein sowie eine für die damals gebräuchliche Maßeinheit Zoll angebracht. Da es noch keine einheitlichen Maße und Normen gab, waren solche Hilfsmittel in der Praxis unentbehrlich.

Bei diesem Stück ist das damals weit verbreitete Nürnberger Maßsystem „NÜRNBERGER GEWIGT“ eingraviert.

Kaliberstab, süddeutsch, 1752,
Messing, Länge 31 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. E 741



Libellenquadrant

Bei diesem Geschützaufsatz ersetzte eine Libelle (Wasserwaage) das Pendel. Damit konnte der gewünschte Erhöhungswinkel für das indirekte Anpeilen von Zielen mit Mörsern und Haubitzen eingestellt werden.

Libellenquadrant, J. C. Voigtländer, Wien 1790,
Messing, Glas, Länge 42,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. E 716



Pulverflasche der Artillerie

Kanoniere trugen eine Pulverflasche mit sich, aus der das Zündloch der Vorderladergeschütze befüllt wurde.

Sie enthielt ein mit Schwefel angereichertes feines Schwarzpulver („Zündkraut“), das sich leichter entzündete.

Diese Pulverflasche ist mit den bayerischen Rauten bemalt, wurde also sicher

bei der kurfürstlich-bayerischen Artillerie verwendet.

Zündkrautflasche, kurbayerisch, um 1700,
Holz, Eisen, Durchmesser ca. 15 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 1181



Modell einer Belagerungskanone

Die schwere Belagerungsartillerie hatte vor allem zwei Aufgaben: Niederkämpfen der Festungsartillerie („Demontieren“) und Durchbrechen („Breschieren“) des Walls.

Belagerungsgeschütze hatten Lafetten und große Räder wie Feldgeschütze, um sie vor der Festung gut in ihre Stellungen manövrieren zu können. Für die Schlacht waren sie aber auf Grund von Größe und Gewicht zu unbeweglich.

Solche Geschütze sollten zuerst aus großer Distanz (ab ca. 600 Meter) die Artilleriestellungen der Verteidiger bekämpfen. Später spielten sie die entscheidende letzte Rolle: Auf eine kurze Distanz (100 Meter

und weniger) sollten sie eine Bresche in den Festungswall schießen. Danach war die Festung „sturmreif“.

Das Modell im Maßstab 1:6 gibt einen 24-Pfänder wieder. Bei dem originalen Vorbild hatten die Räder einen Radius von etwa 1,60 m, das Rohr war etwa 3,5 m lang. Als Munition dienten eiserne Vollkugeln mit einem Durchmesser von 15 cm.

Modell einer 24-pfündigen Belagerungskanone, französisch um 1780, Maßstab 1 : 6; Bronze, Holz, Eisen, Länge 86 cm, Breite 39 cm, Höhe 31 cm Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nrn. E 477 (Rohr), E 478 (Lafette)



25-pfündiger Mörser

Mörser waren kurzläufige Steilfeuergeschütze, die nur im Festungskrieg Verwendung fanden.

Mörser „warfen“ pulvergefüllte Eisenkugeln, sogenannte Bomben, aber auch Steinkugeln und Brandsätze. Die Geschosse wurden aus verdeckter Position in steilem Bogen geworfen. So konnten Ziele getroffen werden, die im direkten Beschuss unerreichbar waren. Ihre Treffgenauigkeit war allerdings gering.

Das Kaliber von Mörsern wurde im Gewicht einer Steinkugel angegeben: Die Rohrweite von 22 cm entspricht einem 25-Pfünder.

In das Rohr sind das Hohenzollernwappen und die Buchstaben C.E.M.Z.B. eingegossen: Christian Ernst Markgraf zu Brandenburg-Bayreuth. Das Geschütz gehörte also zur Artillerie der Markgrafschaft Brandenburg-Bayreuth in Oberfranken.

Der Mörser gelangte 1880 aus dem Artilleriedepot Augsburg in das Armeemuseum.

Mörser, gegossen von Johann Conrad Roth in Forchheim, 1687, Bronze, Eisen, Kiefernholz, Höhe 75 cm, Breite 66 cm, Länge 133 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. C 14



Traubenhagel

Solche Geschosse wurden aus Kanonen oder Haubitzen abgefeuert. Sie sollten eine Streuwirkung gegen „weiche Ziele“ entfalten.

Auf einer hölzernen Scheibe sind rund um eine senkrechte Stange etwa 30 kleine Kugeln in einer textilen Hülle befestigt. Die Bodenplatte hatte das Kaliber des

Geschützrohrs und diente als Treibspiegel für das Geschoss.

Traubenhagel, deutsch, 17. Jahrhundert, Holz, Eisen, Textil, Schnur, Durchmesser ca. 6,5 cm, Höhe ca. 21 cm Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nrn. D 1116 und D 1117



Pechsack

Dieses zylindrisch geformte Brandgeschoss konnte von einem Mörser oder einer Haubitze verschossen werden.

In einem textilen Sack befindet sich ein Brandmittel. Außen herum ist er mit Pech bestrichen und netzartig mit einer Schnur umspannt.

Bei der Eisenkonstruktion, in die der Pechsack eingefügt ist, handelt es sich möglicherweise um eine Halterung, die

erst später angebracht wurde, um das Objekt auszustellen. Es kam 1914 aus der Sammlung der Artillerie- und Ingenieurschule der Bayerischen Armee in das Armeemuseum.

Pechsack, deutsch 1600-1800,
Eisenblech, Holz, Textil, Pech, Schnur,
Höhe ca. 18,5 cm, Durchmesser ca. 12 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. D 1153



Feuerballen

Feuerballen konnten zu verschiedenen Zwecken verwendet werden: Sie dienten je nach Füllung als Brandgeschosse, Sprengbomben oder Leuchtkugeln.

Dieser Feuerballen besteht aus einem ovalen Sack aus Textil, der in ein Gerüst aus Eisenblech eingefügt wurde. Eisenbänder verbinden die oben und unten angebrachten Kalotten. Der Ballen ist aufgebrochen, so dass Reste der Füllung erkennbar sind.

Sie besteht vermutlich aus einer Mischung aus Pech, Holzkohle und Schwarzpulver. In die Sammlung des Bayerischen Armeemuseums kam das seltene Objekt 1907.

Feuerballen, deutsch, 17. Jahrhundert,
Eisenblech, Textil, Pech, Holzkohle,
Durchmesser ca. 16,5 cm, Höhe ca. 20 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. D 132



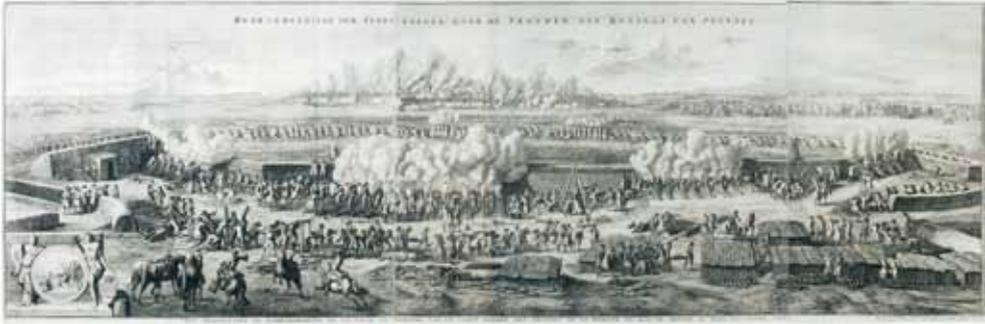
Pechkränze

Pechkränze dienten dazu, brennbare Teile von Stellungen und Verschanzungen, aber auch Gebäude oder Fahrzeuge in Brand zu setzen. Sie wurden von Verteidigern und Angreifern gleichermaßen verwendet.

Ein Pechkranz bestand aus einem geflochtenen Ring aus Schnur oder Weiden, die zuvor meist mit Salpeter behandelt wurden. Anschließend tauchte man sie in ver-

schiedene Mischungen aus flüssigem Pech und Schießpulver. Sie brannten explosionsartig oder auch langsam ab und konnten nicht gelöscht werden.

Pechkränze, deutsch, 16. bis 18. Jahrhundert, Schnur, Werg, Stoff, Pech, Durchmesser 19,5 cm und 30 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nrn. D 177 und 0408-2005.a,b



Bombardement von Geldern, 1703

Festungen wurden oft nur durch die Artillerie beschossen, um Belagerungen zu beschleunigen. Meistens entstanden dabei aber mehr Schäden an den Häusern der Stadt als an den Festungswerken.

So wurde die Festung Geldern am Niederrhein vom 3. bis 15. Oktober 1703 aus 40 Kanonen und 29 Mörsern beschossen. Das brutale Bombardement richtete zwar schwerste Zerstörungen in der Stadt an, blieb aber militärisch ohne Ergebnis. Die Festung kapitulierte erst zwei Monate später.

Der Zeichner Jean de Bodt (1670-1745) nahm als preußischer Militäringenieur an der Belagerung teil. Die Batteriestellungen sind genau dargestellt. Zu sehen sind u.a. die Reparatur von Geschützlafetten, das Glühendmachen von Kugeln als Brandgeschosse und die abgedeckten Pulverlager.

Das Bombardement von Geldern durch preußische Truppen 1703, Kupferstich von Jan van Hughtenberg nach einer Zeichnung von Jean de Bodt, 1704, 47 x 142 cm

Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 1279-1983









Der „Kleine Krieg“

Schlachten und Belagerungen waren nur einzelne, zeitlich und regional eng begrenzte Ereignisse in den oft langen Zeiträumen, über die sich die Feldzüge und ganze Kriege hinzogen. Der Alltag des Krieges war nicht von diesen Großaktionen geprägt. Er bestand für die Soldaten und Armeen aus endlosen Märschen und dem Leben in Feldlagern. Die tägliche Sorge galt der Beschaffung von allem, was die gefräßigen Heere brauchten. So waren die Truppen ständig unterwegs, um sich zu versorgen.

In der frühneuzeitlichen Mangelgesellschaft stellte die Erhaltung der Armeen das größte Problem dar. Heere konnten sich nur da aufhalten, wo Nahrung für Menschen und Tiere zur Verfügung stand. Unter den Bedingungen der vorindustriellen Zeit bedeutete das für die Kriegsführung, dass sich die Feldzüge immer wieder in den gleichen fruchtbaren und dichtbesiedelten Regionen abspielten. In der Zeit des Dreißigjährigen Krieges splitterten sich die Armeen zunehmend auf und waren nur noch mit ihrer eigenen Versorgung beschäftigt. Das führte zu weiträumigen Verwüstungen in all den Gebieten, die von den Heeren und ihrem gewaltigen Tross aus Soldatenfamilien, Händlern und Mitläufern immer wieder aufs Neue durchzogen und ausgeplündert wurden. So ernährte der Krieg den Krieg. Später und im 18. Jahrhundert bemühte man sich um eine besser organisierte Versorgung der Truppen. Die Armeen sollten besser einsetzbar sein und dafür mussten die Kampftruppen zusammengehalten werden. Für die Aufgabe, einerseits die Vorratslager und Transporte zur eigenen Versorgung zu sichern und anderer-

seits dem Gegner zu schaden, wurden zunehmend leichte Truppen eingesetzt: Leicht bewaffnete Reiter und sogenannte Freikorps oder „Partisanen“ schwärmten durch das Land. Sie waren viel schneller und beweglicher als die „regulären“ Truppen, die bei Schlachten und Belagerungen eingesetzt werden sollten. Außerdem waren sie billiger für die Kriegsherren, da sie sich selbst aus dem Lande versorgen und weitgehend von der gemachten Beute leben sollten.

Für diese Form der Kriegsführung wurde um 1750 der Begriff „Kleiner Krieg“ geprägt. Er umfasste die Angriffe auf Nachschubtransporte und Depots, Überfälle auf kleine Abteilungen feindlicher Truppen und häufig auch die Einschüchterung der Bevölkerung. Auch die Nachrichtenbeschaffung und die Erkundung des Kriegsgebiets, für das häufig noch keine Karten existierten, gehörten zu den Aufgaben der leichten Truppen.

Häufig handelte es sich bei ihnen um Verbände, die im Kleinkrieg gegen die Osmanen geübte Kampfweisen und Bewaffnungen mitbrachten, wie die ungarischen Husaren, Kroaten und Panduren im Dienst der Habsburger Herrscher oder die russischen Kosaken. Sie waren auch Vorbild für entsprechende Einheiten und Freikorps, die von allen anderen Armeen aufgestellt wurden

Unter diesem „Kleinen Krieg“ litt die Zivilbevölkerung am meisten; sie wurde beraubt, ausgeplündert und terrorisiert. Dabei machte es kaum einen Unterschied, ob es die Soldaten des eigenen Landesherrn, die des Feindes oder Banden von „Marodeuren“ waren, die sich selbständig gemacht hatten und so vom Krieg lebten.



Futterbeschaffung

Heere waren immer hungrig. Wo immer sich größere Massen von Soldaten und Pferden aufhielten, gerieten sie schnell in Nahrungskonkurrenz mit der Bevölkerung.

Wenn Truppen durchmarschierten, vor allem aber, wenn sie längere Zeit an einem Ort lagerten und die Versorgung nicht langfristig geplant war, gab es Probleme: nun wurde auf die Vorräte der Einwohner zugegriffen.

Besonders schwierig war die Versorgung der Pferde. Jedes Pferd benötigte ohne Zufütterung von getrocknetem Getreide etwa 25 kg Grünfutter pro Tag, das frisch gemäht werden musste.

Wenn die Erntezeit noch nicht gekommen war, wurde rücksichtslos auch unreifes Korn als Pferdefutter abgemäht. Damit wurde nicht nur das Brotgetreide für den Winter, sondern auch die Aussaat des nächsten Frühjahrs vernichtet.

Die Darstellung zeigt eine Episode aus der Umgebung von Augsburg im Spanischen Erbfolgekrieg im Juli 1704.

„Die feindliche Fouragierer schneiden weit und breit die noch unzeitige Feldfrüchte ab und führen sie in das Lager“, Radierung von Georg Philipp Rugendas, Augsburg, 1705, 26 x 40 cm Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. G 2825



Wassertransport

Da das Straßensystem in der Frühen Neuzeit noch wenig entwickelt war, behielten die Wasserwege überragende Bedeutung für Transporte über weite Entfernungen. Flüsse und Kanäle waren die Hauptschlagadern des Krieges. Alles, was nicht von Menschen und Pferden getragen werden konnte, war zu Lande nur sehr mühselig und langsam zu transportieren. Wagen waren schwerfällig, und die Zugtiere brauchten große Mengen an Futter. Vor allem für Versorgungsgüter, Munition und schwere Artillerie wurden die Flüsse genutzt, wann immer es möglich war.

Das Modell zeigt ein Donaufloß, auf dem kurbayerische Dragoner mit ihren Pferden befördert werden. Die Donau und ihre Nebenflüsse dienten in den Kriegen gegen die Osmanen auch zum Transport von Truppen an die weit entfernten Kriegsschauplätze in Südosteuropa.

Floßmodell mit Zinnfiguren, Maßstab ca. 1 : 32, Werkstätten des Bayerischen Armeemuseums, 2004, Holz, Leinen, Zinnlegierung, Ölfarbe; Länge 100 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0171-2004



Kriegskasse

Das Geld für den Sold der Soldaten führten die Heere in eisernen Truhen mit sich. Sie waren eine begehrte Beute, die besonders geschützt werden musste.

„Frage jemanden, was er zum Kriegführen nötig hat, so wird er antworten, es sind diese drei: Geld, Geld, Geld!“ – so lautet ein berühmtes Zitat aus dem 17. Jahrhundert.

Ein Verlust der Kriegskasse mit den Geldern für Sold und Verpflegung konnte schnell zum völligen Zusammenbruch der Disziplin und zur Auflösung ganzer Truppenteile führen.

Die Truhe besteht aus einem Geflecht dicker, miteinander vernieteter Eisenbän-

der. Vorne ist sie mit einem Scheinschloss verziert. Das richtige Schloss sitzt verdeckt im Deckel. Es ist ein so genanntes Spinnenschloss mit Riegeln nach drei Seiten. Sie schnappen mittels Federn zu, wenn der Deckel zufällt. Viele Beschädigungen zeigen, dass die Kasse intensiv verwendet wurde. Die hohe, schmale Form ist ungewöhnlich.

Truhe, süddeutsch, 17. Jahrhundert,
Eisen, Höhe 58 cm, Breite 74 cm, Tiefe 42 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 8393



Franz von der Trenck

Oberst Franz von der Trenck (1711-1749) gilt bis heute als Verkörperung eines „Warlords“, dessen brutales Vorgehen im Kleinen Krieg den Terror gegen die Bevölkerung bewusst einschloss.

Franz von der Trenck entstammte einer Adelsfamilie aus Pommern. Sein Vater diente aber als österreichischer Offizier. Trenck begann die militärische Laufbahn in einem ungarischen Regiment, wurde aber wegen seines Verhaltens entlassen. Obwohl er sich in russischen Diensten im Kampf gegen die Osmanen auszeichnete, hielt er sich auch hier nicht lange.

1740 stellte er für die Habsburger Herrscherin Maria Theresia eine Truppe von

freiwilligen Kämpfern aus dem Balkanraum auf, mit der er 1741-43 in Schlesien und Bayern operierte. Das Trencksche Pandurenkorps wurde wegen seiner Brutalität gefürchtet, erwies sich aber zugleich als sehr effektive Truppe.

Kurzfristig hoch geehrt, brachte seine Skrupellosigkeit ihn nach Kriegsende schnell wieder in Konflikt mit der Führung. 1749 starb Trenck in Festungshaft.

Franz von der Trenck, Gemälde eines unbekannt
ten Meisters, deutsch, 1742, Öl auf Leinwand,
57,5 x 45 cm

Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 6129



Johann Daniel von Menzel

Menzel war neben Franz von der Trenck der bekannteste Führer der irregulären Truppen, die 1742/43 in Bayern Schrecken verbreiteten.

Der Sohn eines Leipziger Barbiers und Feldschers trat 1711 mit 13 Jahren in russische Kriegsdienste. Nachdem er in sächsischen, schwedischen, polnischen und dann nochmals in russischen Sold gestanden hatte, wurde er im Jahre 1741 von Königin Maria Theresia als ungarischer Oberstleutnant angestellt.

Als Kamerad und Konkurrent Trencks kommandierte er zeitweise dessen Pandurenkorps. Ab 1743 führte er eine eigene Husarentruppe.

Im Juni 1744 wurde er als Generalleutnant bei Stockstadt am Rhein durch die Kugel eines französischen Scharfschützen getötet.

Johann Daniel von Menzel, Schabkunstblatt von Gabriel Bodenehr, Augsburg, 1743, 41 x 28 cm
Bayrisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0095-2019



Offizier der Menzelschen Freihusaren

1743 stellte der berühmte Panduren-Offizier Oberst Johann Daniel von Menzel auch ein eigenes Husarenkorps auf.

Husaren waren auf ungarische Weise bewaffnet und ausgerüstet, auch wenn die Einheiten oft gar nicht aus ungarischen Soldaten bestanden.

Solche leichten Reiter dienten als Hauptakteure des Kleinen Krieges, da sie sehr

mobil waren und für Erkundungen und Überfälle eingesetzt werden konnten.

„Ein Husaren Officier von neu aufgerichten Menzelschen Regiment“, Kupferstich und Radierung von Martin Engelbrecht, Augsburg, 1743, ca. 30,5 x 19 cm

Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. G 2162



Grenadier der Trenck-Panduren

Viele der „irregulären“ Truppen für den Kleinen Krieg stammten aus den Grenzgebieten zum Osmanischen Reich. Sie wurden allgemein als „Panduren“ bezeichnet. Das hauptsächlich aus Kroaten, Serben, Rumänen und Ungarn gebildete Freikorps des Obristen Franz von der Trenck verbreitete während des Österreichischen Erbfolgekrieges 1742-1744 Angst und Schrecken in Bayern.

Ihr fremdländisches Aussehen und ihre von den Osmanen übernommene Kampfweise machten die Panduren besonders gefürchtet.

„Ein Granadier von dem Trenckischen Corpo aus Schlawacken“, Kupferstich und Radierung von Martin Engelbrecht, mit Aquarellfarben koloriert, Augsburg, 1743, ca. 31 x 20 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0008-2014



Panduren im Lager

Die Angehörigen irregulärer Verbände wurden oft kaum besoldet. Dafür stand ihnen die während ihrer Streifzüge gemachte Beute zu.

Ihre tägliche Versorgung holten die „Panduren und Kroaten“ und andere Freitruppen unmittelbar von und aus dem Land. Die Art und Weise wie dies geschah, machte sie oft zu einer Geißel für die Bevölkerung.

Von den Heerführern wurde dies ausdrücklich gebilligt und geduldet. Der schmutzige „Kleine Krieg“ sollte die Hauptarmeen entlasten.

Die Genügsamkeit der südosteuropäischen Kämpfer erzeugte auch eine gewisse Faszination, die sich in der Bildunterschrift des dekorativen Blattes zeigt. Ob sie die Realität widerspiegelt, sei dahingestellt.

„Der bey geringer u. schlechter Kost, vergnügte Pandur u. Croat“, Kupferstich und Radierung von Martin Engelbrecht, mit Aquarellfarben koloriert, Augsburg, 1743, ca. 31 x 21 cm
 Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0011-2014



Ein bayerisches Freikorps

Als Reaktion auf die Bedrohung durch die leichten österreichischen Truppen wurden auch in Kurbayern seit 1740 Freitruppen aufgestellt, die auf eigene Rechnung den Kleinen Krieg führen sollten.

Johan Michael Gschray (1692-1763), ein bayerischer Strafvollzugsbeamter („Eisenamtman“) aus Deggendorf, stellte 1741 eine kleine Truppe zusammen, die bis 1744 auf 600 Mann anwuchs. Als Spezialist des Kleinkriegs fand Gschray später noch in französischen und preußischen Diensten Verwendung.

Der fantasievolle Stich zeigt einen der verwegenen Angehörigen des Gschray'schen Korps. Obwohl er als Husar bezeichnet wird, trägt er keine ungarische Tracht und Bewaffnung.

„Ein Husar von des Herrn von Gschrey Frey Compagnie“, Kupferstich und Radierung von Martin Engelbrecht, Augsburg, 1743, ca. 29,5 x 18,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 7515



Osmanische Pistole

Die Kämpfer aus den südosteuropäischen Grenzgebieten brachten ihre eigenen Waffen mit, vielfach stammten sie aus dem osmanischen Raum.

Bei Waffen aus dem Orient spielten dekorative Verzierungen eine große Rolle. Die Beschläge dieser Pistole sind aus Silber gearbeitet, ihre Ornamente tragen Vergoldungen. Eine Kugel aus Elfenbein schließt den Kolben ab. Auf dem Lauf ist der Hersteller genannt:

„Amil Küçük Muzaffar“ (Erzeugnis von Küçük Mustafa).

Die Zündvorrichtung, ein sogenanntes Miquelet-Schloss, war im osmanischen Kulturraum weit verbreitet. Mit 12,6 mm ist das Kaliber recht klein.

Pistole mit Miquelet-Schloss, osmanisch, um 1800, Eisen, Stahl, Silber, Gold, Holz, Leder, Elfenbein, Länge ca. 42 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0691-1972



Säbel für einen Pandurenoffizier

Die Offiziere von irregulären Einheiten trugen oft besonders prächtige Waffen. Dieser gewaltige Säbel soll aus dem Besitz eines Panduren-Offiziers stammen, dessen Truppe am 3. April 1742 von bewaffneten bayerischen Bauern überfallen wurde. Auf einem gebläuten Abschnitt der Klinge findet sich auf einer Seite ein Ungarisches Kreuz mit der Überschrift „IN HOC SIGNO VINCES“ (unter diesem Zeichen

wirst du siegen), auf der anderen findet sich eine Darstellung der Gottesmutter Maria über dem königlich ungarischen Wappen.

Säbel eines Panduren-Offiziers, ungarisch um 1742, Stahl, Eisen, Gold, Leder, Länge 101 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 11203



Gehenk des Pandurenoffiziers- Säbels (Fragment)

Zu dem Prunksäbel des Panduren-Offiziers gehören noch diese Kordeln und Quasten des Koppels, an dem er getragen wurde. Von ihm ist aber nur ein Fragment erhalten.

Säbelkoppel zum Offiziers-Säbel, ungarisch um 1742, Kamelhaar, Metallgespinst
Länge der Quasten ca. 17 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 11204



Pandurensäbel

Säbel verschiedener Formen waren die typische Waffe der Kämpfer aus dem süd-osteuropäischen Raum, die teilweise ihre eigenen Ausrüstungen mitbrachten.

Der einfache, kurze Säbel wurde von Fußkämpfern getragen, manchmal als Zweitwaffe. Die Gravur mit dem typischen Bild eines Panduren ist nach einer deutschen Vorlage aus der Zeit um 1740 gestaltet worden. Dazu trägt der Säbel die Inschrift „V(ivat) PANDUR“.

Der längere Säbel ist eine typische Gebrauchswaffe ungarischer Herkunft. Auf ihm ist der Name „MICHAEL ZACHII“ eingätzt.

Säbel (oben), ungarisch, ca. 1650-1750,
Stahl, Eisen, Messing, Holz, Leder, Länge 90 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 10963

Pandurensäbel (unten), ungarisch (?), um 1740,
Stahl, Messing, Holz, Länge 59 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. A 11555



Schützenhauben von Marodeuren

Als Marodeure bezeichnet man Soldaten, die sich von ihrer Truppe entfernen und jenseits der Schlachtfelder plündern, stehlen, vergewaltigen und morden. Die Bevölkerung litt extrem unter diesem unkontrollierten Kriegsvolk.

Immer wieder wehrten sich die Bauern gewaltsam. Kurfürst Maximilian von Bayern war über die Ausschreitungen der Schweden auf dem Lande so erzürnt, dass er am 20. Mai 1632 seine Untertanen sogar dazu aufforderte, jeden Schweden totzuschlagen, den sie erwischen konnten.

Diese Schützenhauben wurden mit zwei Skeletten bei Forstenried oder Grünwald

(heute Stadtteile von München) gefunden. Vermutlich wurden die Soldaten von Bauern erschlagen und verscharrt. Die primitiven Reparaturen an den Helmen lassen vermuten, dass ihre letzten Träger entlaufene Soldaten waren, die beschädigte Beutestücke zum weiteren Gebrauch grob geflickt haben.

Zwei Schützenhauben, deutsch, um 1630/1640,
Eisen, Höhe je 18 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nrn. A 7302 und
A 7646

Die Schrecken des Krieges

Der aus Lothringen stammende Jacques Callot (1592-1635) schuf 1633 eine Folge von 18 Radierungen über die Schrecken des Krieges, die so genannte „Große Kriegsfolge“. Diese Graphiken gehören zu den bekanntesten Darstellungen von Kriegsgräueln aus dieser Zeit.

Die dargestellten Szenen folgen dem „Alltag“ des Soldatenlebens. Zunächst ist die Anwerbung dargestellt, anschließend die Schlacht, gefolgt von den Grausamkeiten des Kleinen Kriegs mit Plünderungen, Raub, Mord und Brandschatzungen. Hieran schließt sich die exemplarische Darstellung der Strafen an, die das Militär bei Verstößen vorsah, denn die Aufrechterhaltung der Disziplin war wesentlich für den Zusammenhalt der bunt zusammengewürfelten Söldnerheere. Aber auch Elend, Krankheiten und Aufstände, die mit dem Krieg einhergingen, werden thematisiert. So zeigt ein Bild die Armut und Not der Kriegsinvaliden, ein weiteres die Rache der Bauern an den Soldaten, die mit Knüppeln und Dreschflegeln erschlagen werden.

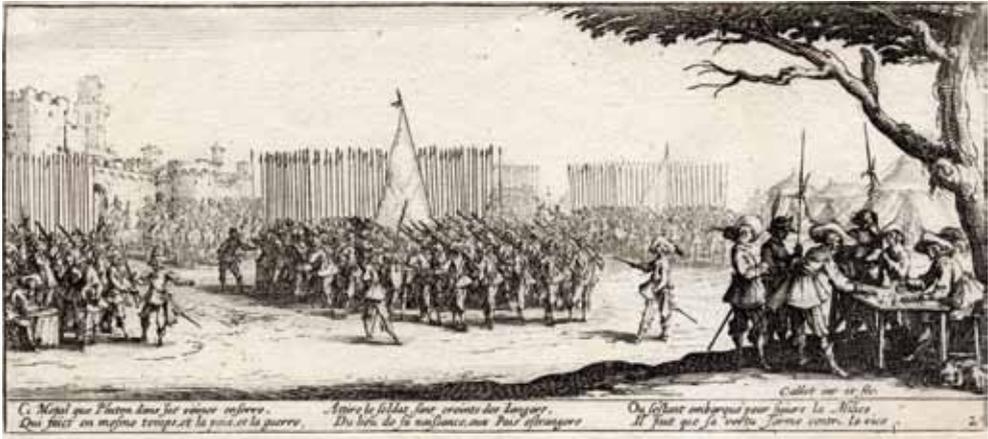
In gewisser Hinsicht stehen Callots Bilder den Illustrationen eines Gleichnisses aus der Bibel oder einer Heiligenlegende nahe. Das Soldatenleben wird wie eine Prüfung gezeigt. Die Radierungen sollen dem Soldaten vor Augen führen, dass es auch einen tugendhaften und ehrenvollen Weg gibt, den er einschlagen kann. Tut er es nicht, drohen drakonische Strafen.

In einigen Bildern wählt Callot verschiedene Perspektiven, so dass der Blick des Betrachters auf unterschiedliche Punkte im Vorder- und Hintergrund gelenkt wird, womit der Eindruck eines disziplinenlosen Geschehens entsteht.

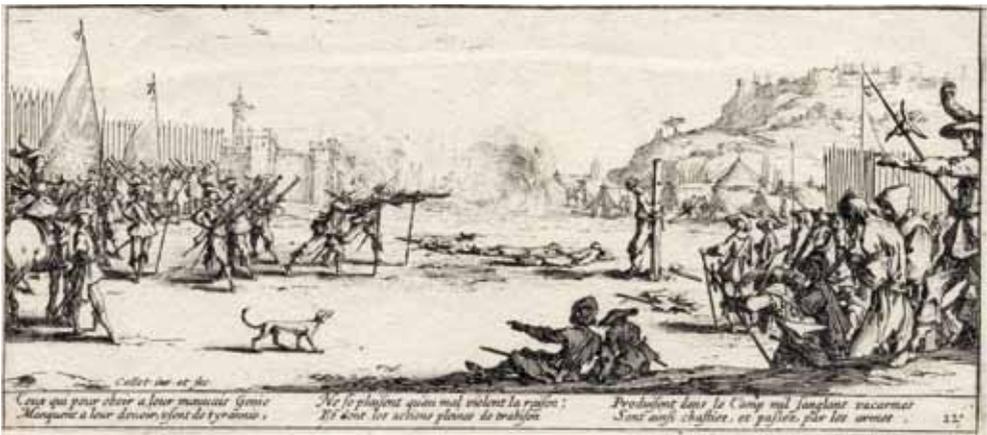
Die Bildunterschriften sind Verse, die das Geschehen erklären, den Krieg jedoch nicht verurteilen. Vielmehr richtet sich der moralische Appell gegen die Verantwortlichen der Armeen und an die Soldaten selbst.

2014 konnte das Armeemuseum eine vollständige Serie der „Großen Kriegsfolge“ im Kunsthandel erwerben, von denen hier 12 gezeigt werden.

Les misères et les malheurs de la guerre,
12 Radierungen von Jacques Callot (insgesamt 18),
1633, je ca. 9,5 x 19,5 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 0003-2014











Überfall auf einen Trosswagen

Manchmal setzte sich die Bevölkerung gegen die Ausbeutung und Unterdrückung durch feindliches Militär zur Wehr. Hier ist der Überfall bayerischer Bauern und Milizsoldaten auf einen österreichischen Transport dargestellt. Die Szene spielt um 1705 im Spanischen Erbfolgekrieg, als das Kurfürstentum Bayern unter einer österreichischen Besatzungsherrschaft stand.

Ein Kürassier und ein Husar wehren sich zu Pferde mit Pallasch und Säbel gegen die Angreifer. Weitere Reiter nahen von hinten. Die Aufständischen tragen teils Bauerntracht, teils Uniformstücke. Sie sind mit Sturmsensen, Dreschflegeln und Gewehren bewaffnet.

Obwohl das Gemälde erst 1918 entstand, stellt es eine solche Szene des Kriegsalltags in der Frühen Neuzeit anschaulich dar. Der Maler Anton Hoffmann (1863-1938) bemühte sich mit größter Akribie um militärhistorische Genauigkeit. Seine Genreszenen und Schlachtenbilder haben das Bild der bayerischen Armee und ihrer Geschichte nachhaltig geprägt.

Angriff auf einen Trosswagen, Gemälde von Anton Hoffmann, 1918, Öl auf Leinwand, 39,6 x 60 cm
Bayerisches Armeemuseum, Inv.-Nr. 1159-2002





Literaturauswahl

Die folgende Auswahl bietet grundlegende und weiterführende Literatur zu den „Formen des Krieges in der Frühen Neuzeit“

Gabor Agoston, *Empires and warfare in east-central Europe, 1550-1750: the Ottoman-Habsburg rivalry and military transformation*, in: Frank Tallett / D. J. B. Trim (Hg.), *European Warfare 1350-1750*, Cambridge 2010, S. 110-134

Ders., *The Impact of the Habsburg-Ottoman Wars: A Reassessment*, in: Karin Sperl / Martin Scheutz / Arno Strohmeier (Hg.): *Die Schlacht von Mogersdorf/St. Gotthard und der Friede von Eisenburg/Vasvár 1664*. Eisenstadt, 2016, S. 89-100

Christian Beaufort-Spontin, *Harnisch und Waffe Europas. Die militärische Ausrüstung im 17. Jahrhundert*, München 1982

Jeremy Black (Hg.), *European Warfare 1453-1815*, Basingstoke, London 1999

David Blackmore, *Destructive and Formidable. British Infantry Firepower 1642-1765*, London 2014

Vladimir Brnardic, *Imperial armies of the Thirty Years' War, Part 1. Infantry and artillery*, Oxford 2009

Ders., *Imperial armies of the Thirty Years' War, Part 2. Cavalry*, Oxford 2010

Broucek, Peter / Erich Hillbrand / Fritz Vesely, *Prinz Eugen – Feldzüge und Heerwesen*, Wien 1986

Richard Brzezinski / Richard Hook, *Die Armee Gustav Adolfs. Infanterie und Kavallerie*, Königswinter 2006

Klaus Bußmann / Heinz Schilling (Hg.), *1648. Krieg und Frieden in Europa (26. Europaratsausstellung)*, Münster 1998

David Chandler, *The Art of Warfare in the Age of Marlborough*, London 1976

Martin van Creveld, *Supplying War. Logistics from Wallenstein to Patton*, Cambridge 1977

Hans Delbrück, *Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte*, Bd. 4: *Neuzeit*, Berlin 1920

Christopher Duffy, *The Fortress in the Age of Vauban and Frederick the Great 1660-1789*, London 1985

Sabine Eickhoff / Franz Schopper, *1636 – ihre letzte Schlacht. Leben im Dreißigjährigen Krieg (Ausstellungskatalog)*, Berlin 2012

Dies. (Hg.), *Schlachtfeld und Massengrab. Spektren interdisziplinärer Auswertung von Orten der Gewalt (Forschungen zur Archäologie im Land Brandenburg 15)*, Wünsdorf 2014

Johannes Erichsen / Katharina Heinemann (Hg.), *Brennpunkt Europas 1704. Die Schlacht von Höchstädt / The Battle of Blenheim (Ausstellungskatalog)*, Ostfildern 2004

Alfred Geibig, *Gebt Feuer! / Ready to Fire! Objekte und Quellen zur Geschichte*

der Artillerie (Katalog der Kunstsammlungen der Veste Coburg), Coburg 2018

Ders., Die Macht des Feuers / Might of Fire. Ernstes Feuerwerk des 15. bis 17. Jahrhunderts im Spiegel seiner sächlichen Überlieferung (Katalog der Kunstsammlungen der Veste Coburg), Coburg 2012

Hubert Glaser (Hg.), Kurfürst Max Emanuel, Bayern und Europa um 1700 (Ausstellungskatalog), München 1976

Ders. u.a. (Hg.), Wittelsbach und Bayern. Um Glaube und Reich. Kurfürst Maximilian I., 2 Bände (Ausstellungskatalog), München 1980

Siegfried Fiedler, Kriegswesen und Kriegführung im Zeitalter der Landsknechte (Heerwesen der Neuzeit 1.2), Koblenz 1985

Holger Th. Gräf, Die Schrecken des Krieges. Bilder vom Kriege aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges – Jaques Callot, Matthäus Merian und Valentin Wagner, in: Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde 59 (2001), S. 139-166

Paddy Griffith, The Art of War of Revolutionary France, London 1998

Ders. / Peter Dennis, French Napoleonic Infantry Tactics 1792-1815, Oxford 2007

Margot Hamm u.a. (Hg.), Napoleon und Bayern. Katalog zur Bayerischen Landesausstellung, Augsburg 2015

Philip Haythornthwaite / Steve Noon, British Napoleonic Infantry Tactics 1792-1815, Oxford 2008

Philip Haythornthwaite / Adam Hook, Napoleonic Heavy Cavalry & Dragoon Tactics, Oxford 2013

Peter Hofschröder / Adam Hook, Prussian Napoleonic Tactics 1792-1815, Oxford 2011

Daniel Hohrath, Der Bürger im Krieg der Fürsten. Stadtbewohner und Soldaten in belagerten Städten um die Mitte des 18. Jahrhunderts, in: Bernhard R. Kroener und Ralf Pröve (Hrsg.), Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, Paderborn 1996, S. 305-329

Ders. / Christoph Rehm, Der Preis der Neuen Kronen. Württemberg und Baden als Vasallen Napoleons. Der Rheinbund von 1806 (Studiensammlungen und Sonderausstellungen im Wehrgeschichtlichen Museum Rastatt 4), Rastatt 2006

Ders. / Christoph Rehm (Hg.), Zwischen Sonne und Halbmond. Der Türkenlouis als Barockfürst und Feldherr (Ausstellungskatalog), Rastatt 2005

Ders., Festungsgeschichte. Ingolstadt als Beispiel einer Festungsstadt der Frühen Neuzeit, in: Sammelblatt des Historischen Vereins Ingolstadt 126 (2017), S. 217-229

Marcus Junkelmann, Bewaffnung und Taktik im Dreißigjährigen Krieg, in: Jahrbuch des Historischen Vereins für Nördlingen und das Ries 32 (2009), S. 89-102

Ders., Das greulichste Spectaculum von der Welt. Die Schlacht von Höchstädt, eine europäische Entscheidung? (Hefte zur Bayerischen Geschichte und Kultur 30), Augsburg 2004

Ders., „Der du gelehrt hast meine Hände den Krieg“. Tilly – Heiliger oder Kriegsverbrecher? (Ausstellungskatalog), Altötting 2007

Ders., Maximilian I. von Bayern. Der eiserne Kurfürst, Regensburg 2017

- Ders., Tilly. Der katholische Feldherr, Regensburg 2011
- Michael Kaiser, Politik und Kriegführung. Maximilian I. von Bayern, Tilly und die katholische Liga im Dreißigjährigen Krieg, Münster 1999
- Matthew H. Kaufman, Musket-Ball and Sabre Injuries from the first half of the Nineteenth Century, Edinburgh 2003
- Kevin F. Kiley, Artillery of the Napoleonic wars 1792-1815, London 2004
- Martin Knauer, Krieg zwischen „Wirklichkeit“ und „Dekoratum“. Interpretationspotentiale von Bildquellen für die Militärgeschichte (1500-1815), in: kunsttexte.de, Nr. 1, 2009, S. 1-12, www.kunsttexte.de (Aufruf 8.10.2019)
- Peter Krenn, Von alten Handfeuerwaffen. Entwicklung, Technik, Leistung (Veröffentlichungen des Landeszeughaus Graz 12), Graz 1989
- Benigna von Krusenstjern, Zwischen Alltag und Katastrophe. Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe, Göttingen 2001
- Gottfried Liedl / Manfred Pittioni / Thomas Kolnberger, Im Zeichen der Kanone. Islamisch-christlicher Kulturtransfer am Beginn der Neuzeit, Wien 2002
- Warwick Louth, The Arte Militaire. The application of 17th century military manuals to conflict archaeology, Solihull 2016
- Jürgen Luh, Kriegskunst in Europa 1650-1800, Köln / Weimar / Wien 2004
- Alexander Lutz, Anthropologische Untersuchungen an Massengräbern aus dem Dreißigjährigen Krieg (unveröffentlichte Diplomarbeit), München 2010
- John A. Lynn, Battle. A history of combat and culture, Boulder 2003
- Ders., Food, Funds, and Fortresses. Resource mobilization and positional warfare in the campaigns of Louis XIV, in: Ders. (Hg.), Feeding Mars. Logistics in Western Warfare from the middle ages to the present, Boulder/Colorado 1993, S. 137-159
- Ders., Giant of the Grand Siècle. The French Army, 1610-1715, Cambridge 1997
- Wolfgang Mährle, Augenzeugenschaft und Künstlertum. Die Bilddokumentation Christian Wilhelm von Faber du Faur über den Feldzug von 1812, in: Ders. / Nicole Bickhoff (Hg.), Armee im Untergang. Württemberg und der Feldzug Napoleons gegen Russland 1812, Stuttgart 2017, S. 119-147
- Harald Meller / Michael Schefzik (Hg.), Krieg. Eine archäologische Spurensuche (Ausstellungskatalog), Halle (Saale) 2015
- Kathrin Misterek, Ein Massengrab aus der Schlacht von Alerheim am 3. August 1645, in: Bericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege 53 (2012), S. 361-391
- Sascha Möbius, Kriegsgreuel in den Schlachten des Siebenjährigen Krieges in Europa, in: Sönke Neitzel / Daniel Hohrath (Hg.), Kriegsgreuel. Die Entgrenzung von Gewalt in kriegerischen Konflikten vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert, Paderborn u.a. 2008, S. 185-203
- Rory Muir, Tactics and the experience of battle in the age of Napoleon, New Haven, London 1998
- Rhoads Murphey, Ottoman Warfare 1500-1700, London 1999

- Brent Nosworthy, *The anatomy of victory. Battle tactics 1689-1763*, New York 1990
- Georg Ortenburg, *Waffe und Waffengebrauch im Zeitalter der Landsknechte*, Koblenz 1984
- Ders., *Waffe und Waffengebrauch im Zeitalter der Kabinettskriege*, Koblenz 1986
- Ders., *Waffe und Waffengebrauch im Zeitalter der Revolutionskriege*, Koblenz 1988
- Jan Peters (Hg.), *Peter Hagendorf – Tagebuch eines Söldners aus dem Dreißigjährigen Krieg*, Göttingen 2012
- Wolfgang Petter, *Zur Kriegskunst im Zeitalter Friedrichs des Großen*, in: Bernhard R. Kroener (Hg.), *Europa im Zeitalter Friedrichs des Großen. Wirtschaft, Gesellschaft, Kriege (Beiträge zur Militärgeschichte 26)*, München 1989, S. 245-268
- Martin Rink, *Vom „Partheygänger“ zum Partisanen. Die Konzeption des kleinen Krieges in Preußen 1740-1813*, Frankfurt/Main usw. 2000
- Ders., *Die noch ungezähmte Bellona – Der Kleine Krieg und die Landbevölkerung in der Frühen Neuzeit*, in: Stefan Kroll / Kersten Krüger (Hg.), *Militär und ländliche Gesellschaft in der Frühen Neuzeit*, Hamburg 2000, S. 165-189
- Keith Roberts / Adam Hook, *Pike and Shot Tactics 1590-1660*, Oxford 2010
- Thomas Scheben, *Diversität versus Integration. Die osmanischen Streitkräfte vom 15. bis zum 18. Jahrhundert*, in: *Portal Militärgeschichte*, 18. Juni 2018, URL: http://portal-militaergeschichte.de/scheben_diversitaet (Aufruf 30.09.2019)
- Karlheinz Scheible, *Die Schlacht von Alerheim 3. August 1645. Ein Beitrag zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*, Alerheim 2004
- Tobias Schönauer, *Ingolstadt in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Soziale und wirtschaftliche Aspekte der Stadtgeschichte (Beiträge zur Geschichte der Stadt Ingolstadt 4)*, Ingolstadt 2007
- Rudolf Schott, *Festungswesen, Teil I: Festungsmodelle nach Alexander von Zastrow (Die Sammlungen des Wehrgeschichtlichen Museums im Schloß Rastatt 4.1)*, Freiburg/Br. 1984
- Stadtarchiv Ingolstadt (Hg.), *Maximilian I. von Bayern 1573-1651. Fürst der Zeitenwende (Ausstellungskatalog)*, Ingolstadt 2001
- Frank Tallett / D. J. B. Trim (Hg.), *European Warfare 1350-1750*, Cambridge 2010
- Ders., *War and society in early-modern Europe, 1495-1715*, London und New York 1992
- Karl Voll u.a., *Katalog der Gemälde des Bayerischen Nationalmuseums*, München 1908
- Eduard Wagner, *Tracht, Wehr und Waffen im Dreißigjährigen Krieg*, Hanau 1980
- Peter Hamish Wilson, *German Armies. War and German politics 1648-1806 (Warfare and History)*, London 1998
- Peter Wolf u.a. (Hg.), *Der Winterkönig Friedrich von der Pfalz. Bayern und Europa im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges (Ausstellungskatalog)*, Darmstadt 2003

Bildnachweis

Erich Reisinger

S. 10

Gert Schmidbauer

S. 14, 50, 56-58, 60-64, 66 f., 70-72, 74, 76-78, 80-89, 97, 100, 103-122, 124, 133-140, 142, 144-156, 159-169, 174, 178, 180, 182-193, 195 f., 198-201, 203-215, 223, 225 f., 231-235, 241

Tobias Schönauer (Armeemuseum)

S. 30

Christian Stoye (Armeemuseum)

S. 68, 75, 92-96, 98, 170-173, 203, 216, 224

Luise Wagener

S. 12, 28 f., 44 f., 48 f., 69, 176 f., 217-219, 242 f.